

Die Glaubensboten.

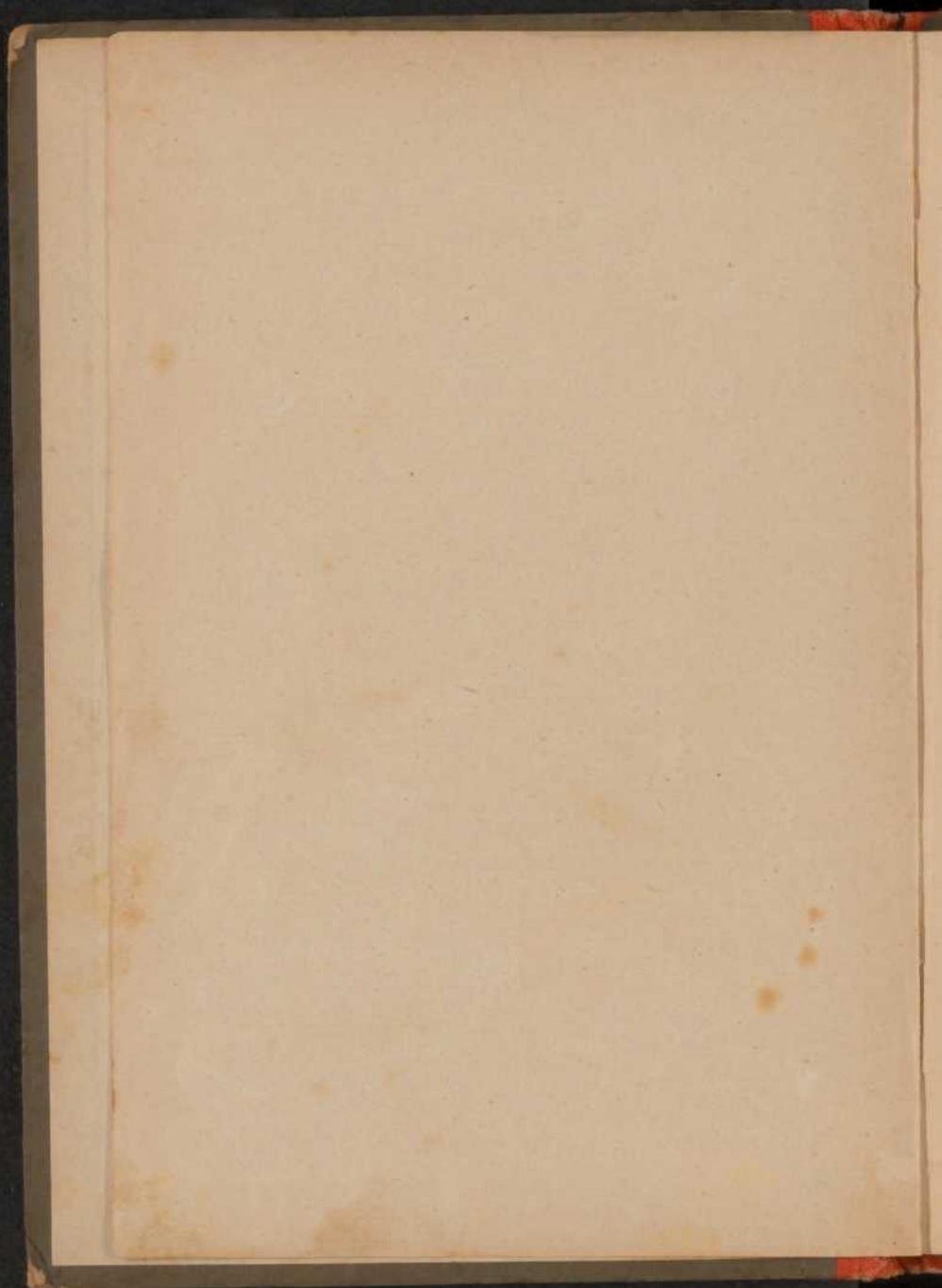


Eine Erzählung von
DR. C. G. BARTH.

W. 19.

Früh. Laupheim

1894
AUGUST KLÄBER
BÜCHHANDLUNG
LAUPHEIM.



13304

Die Glaubensboten.

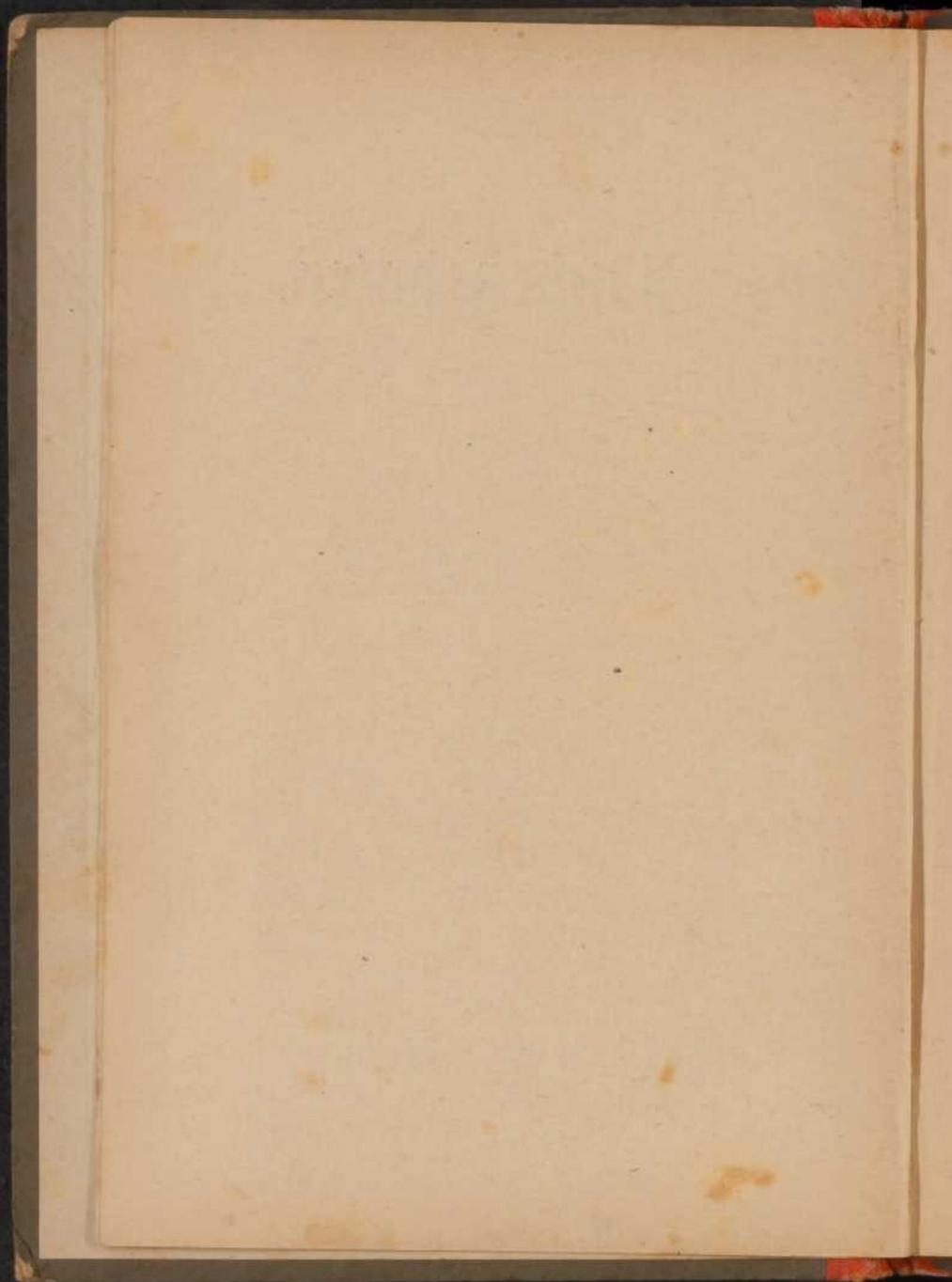
Eine Erzählung

von

Dr. G. G. Barth.

~~~~~  
Neue Ausgabe.  
~~~~~

Verlag von Carl Hirsch,
Konstanz.



Die Glaubensboten.

Eine Erzählung von Dr. C. G. Barth.

I.

Der alte Wüsching.

Den Mann, dessen Geschichte ich euch diesmal erzählen will, liebe Kinder, habe ich nicht selbst gekannt; auch mein Vater und Großvater haben ihn nie gesehen: denn er starb gerade tausend Jahre vor meinem Vater und wenn er jetzt noch am Leben wäre, so würde er älter sein, als Methusalah. Der könnte etwas erzählen! mehr als Methusalah, dessen Leben so ruhig und einfach dahinflöß. Und wenn er seine Lebensbeschreibung herausgeben wollte, wie viele Bände voll müßte er schreiben! Denn ich kann euch sagen, in tausend Jahren passieren mehr Dinge, als man an dreißig Winterabenden erzählen kann. Im Jahre 1814 waren es tausend Jahre seit dem Tode des Kaisers Karl des Großen; im Jahre 1825 waren tausend Jahre vorüber, seit der Bischof Claudius von Turin die Bilder und Kreuze aus den Kirchen warf; 1832 tausend Jahre, seit Ansgarius, der Apostel des Nordens, der erste Erzbischof in Hamburg wurde. Wie Vieles ist in diesen tausend Jahren geschehen! Ich bin froh, daß ich nicht überall selbst dabei gewesen bin, und daß das Menschenleben in einer Zeit, wo so viele Kriege, Landplagen und Sündengreuel einem das Dasein entleiden können, nicht tausend Jahre währt, sondern nur siebenzig, oder, wenn's hoch kommt, achtzig. Euch kommt es vielleicht jetzt noch nicht so vor, weil ihr nur die Frühlingsblumen am Raine sehet, und von der Sommerschwüle des Lebens und von

den Herbststürmen und dem Winterfroste noch nichts erfahren habt; aber wenn ihr die folgende Geschichte werdet gelesen haben, so werdet ihr den Mann, von dem sie erzählt, auch glücklich preisen, daß er nicht mehr auf dem Kampfplatze stehen darf, sondern schon lange den stillen Ort der Ruhe gefunden hat.

Damals waren die letzten Kämpfe des Heidentums in Deutschland mit dem überhandnehmenden Christentum. Die Glaubensboten, welche von Zeit zu Zeit aus den Klöstern in England und Irland nach Deutschland herüber kamen, um in diesem uralten Sitz des Gözendienstes dem heidnischen Aberglauben ein Ende zu machen und die christliche Lehre in die wilden, wüsten Felder zu pflanzen, hatten bisher unter tausend Schwierigkeiten, oft unter dem grimmigsten Widerstande, den guten Samen ausgefäet, viele Kirchen und Klöster erbaut, und christliche Gemeinden gesammelt. In manchen Gegenden aber, und besonders im nördlichen Deutschland, welches größtenteils die Sachsen inne hatten, war der Widerstand gegen die Einführung des Christentums so groß, daß bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts nicht viel daselbst ausgerichtet werden konnte. Besonders war dies so in Friesland, wo damals der König Radbod herrschte. Dieser war dem väterlichen Gözendienste eifrig zugetan und ein geschworener Feind des Christentums; vielleicht bloß deswegen, weil es von den Franken herkam, die er hasste. Ein Irländer, Wicbert, hatte zwei Jahre lang den Friesen das Evangelium gepredigt; aber Radbod legte seiner Arbeit so viel Hindernisse in den Weg, daß er mit betrübtem Herzen wieder in sein Vaterland zurückkehren mußte. Allein der Anführer der Franken, Pipin von Herstall, kam

mit einem Kriegsheere, um den König Radbod aus den eroberten Ländereien zu vertreiben, und ihn zu einer freundlicheren Behandlung der Christen zu zwingen und da Radbod zu schwach war, um ihm Widerstand zu leisten, so mußte er versprechen, er wolle in Zukunft der Einführung des Christentums in seinem Lande nicht mehr im Wege stehen. Hier- auf schickte Pipin Abgeordnete nach England und bat um einige geschickte Prediger für das Friesen- volk. Zwölf Männer, nach der Zahl der Apostel, wurden zu diesem Dienste von England aus ver- ordnet; mehrere unter ihnen waren von königlichem Geblüt und hielten es für einen ehrenvollen Auftrag, den König des Himmels den armen Menschenkindern zu predigen. Diese Knechte Christi schifften, be- gleitet von den Segenswünschen der Gläubigen, über das Meer herüber und stiegen zu Wiltaburg, das jetzt Utrecht heißt, an's Land; denn damals hatte der Rhein einen andern Lauf und das Land eine andere Gestalt. Dort ließen sie sich nieder und singen an, in Stadt und Umgegend das Volk zu lehren. Nach manchem Widerstande, den das rohe heidnische Wesen der Friesen ihrer Arbeit entgegen- setzte, schien endlich einige Frucht derselben aufgehen zu wollen; sie faßten neuen Mut, verteilten sich zu zwei und drei in der Gegend umher, und wagten es auch, ihren Fuß in das Land der wilden Sachsen zu setzen, die dem Christentum noch abgeneigter waren als die Friesen, und mehrere von diesen Glaubensboten umbrachten. Willibrord aber blieb in Utrecht, welches ihm Pipin samt der ganzen Um- gegend zum Geschenk machte; er baute eine Kirche und ein ansehnliches Kloster, in welchem eine große Anzahl frommer Sendboten für das nördliche Deutsch-

land gebildet worden ist. Nicht lange nachher brach Radbod wieder gegen die Missionare los und jagte sie fort; aber Pipins Sohn, Karl Martell, überwand ihn in einer blutigen Schlacht und nun mußte Radbod um Frieden bitten, und versprach, nicht nur die neugestifteten Christengemeinden in Ruhe zu lassen, sondern auch selbst ein Christ zu werden. Karl Martell sandte nun dem Willibrord den Erzbischof Wulf-ram zu Hilfe und dieser machte sich's zum besonde- ren Geschäft, den hartnäckigen König Radbod für die christliche Kirche zu gewinnen. Endlich gelang es ihm, obwohl der König lange Widerstand leistete, durch wiederholtes freundliches Zusprechen ihn zur Annahme der Taufe zu bewegen. Nun war große Freude bei den Christen; es wurden feierliche An- stalten zur Taufe gemacht, und Radbod stand schon mit dem einen Fuße im Taufwasser, als er sich zu dem Erzbischof mit der Frage wendete: „Aber was denkst du denn auch von meinen Vorfahren? Glaubst du wohl, die größere Zahl derselben befinde sich im Paradiese oder in der Unterwelt?“ Wulf-ram antwortete: „Da sie in der Finsternis des Heidentums gelebt haben, so ist es wahrscheinlich, daß die meisten von ihnen in der Unterwelt sind.“ — „Nun, wenn das ist,“ sagte Radbod, „so will ich lieber dahin kommen, wo ich die meisten derselben treffe.“ Und somit zog er seinen Fuß wieder aus dem Taufwasser heraus, und befestigte sich auf's neue in seinem alten Vorsatz, nie in Gemeinschaft mit der christlichen Kirche zu treten.

Zu den Zeiten Radbods lebte unter den Friesen ein vornehmer Mann namens Würsching, mit dem Beinamen Udo, der eine Richterstelle bekleidete und ansehnliche Güter besaß. Er war zwar kein Christ,

aber, wie Cornelius in Cäsarea, nach seiner geringen Erkenntnis ein gewissenhafter, rechtschaffener Mann, der die Armen unterstützte und die Unterdrückten verteidigte. Da nun der König in der Blindheit des Heidentums lebte, so hatten manche von seinen Untertanen, und namentlich diejenigen, welche sich dem Christentum zuneigten, von ihm und seinen Beamten viel Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit zu erdulden; denn den einen stellte der König nach, tötete sie und nahm ihr Erbe in Besitz; andere aber trieb er aus dem Lande und machte sich zum Eigentümer ihres zurückgelassenen Guts. Würsching hingegen verteidigte die Unschuld freimütig vor dem König und seinen Gewaltigen, und es galt bei ihm kein Ansehen der Person. Darüber hatte er von dem grausamen König große Nachstellungen zu leiden und endlich befahl derselbe, ihn heimlich unzu bringen und sein Vermögen in Beschlag zu nehmen. — Aber Würsching, als ein rechtlicher, menschenfreundlicher Mann, wurde von mehreren Räten des Königs geachtet u. geliebt und einer derselben ließ ihm sogleich zu wissen tun, was der König gegen ihn im Schilde führe. Nun sah Würsching keinen andern Ausweg mehr vor sich, als heimlich zu entfliehen. Er nahm seine Gattin Adalgard samt seinem einzigen Sohne Rothgrim und etlichen Dienern mit sich, und machte sich in der Stille der Nacht auf den Weg zu dem Frankenherzog Grimoald, dem jüngsten Sohne Pipins, der mit Theodolinde, der Tochter Radbods, einer christlichen Prinzessin, verheiratet war. Grimoald nahm ihn freundlich auf und wies ihm einen Zufluchtsort an, der ihm nach und nach zur zweiten Heimat wurde. In diesem stillen, ruhigen Aufenthalte, wo ihn weder Amts- noch andere

Geschäfte in Anspruch nahmen, hatte Würsching Zeit, über das Christentum nachzudenken und sich näher mit demselben bekannt zu machen; denn die Franken hatten schon lange die christliche Religion angenommen. Es ist merkwürdig, auf welchen verschiedenen wunderlichen Wegen, die oft wie große Umwege aussehn, manche Menschen von Gott zur Erkenntnis der Wahrheit geführt werden. Daß wir Ihn recht kennen lernen und in Seiner Erkenntnis Leben und Seligkeit finden, das ist die Hauptabsicht Gottes bei allem, was Er uns widerfahren läßt, das Ziel aller Wege, auf denen wir, oft ohne daß wir es wissen, von Seiner Hand geführt werden. Aber wie seltsam, daß so mancher erst an einen fremden Ort, in weite Ferne, geführt werden muß, um das zu finden, was er doch ganz in der Nähe haben könnte! Es ist, wie wenn man es gerade deswegen nicht achtete, weil man es so nahe hat. Wie große Umwege mußte der verlorene Sohn machen, um die einfache Wahrheit zu begreifen, daß es im Hause seines Vaters besser sei, als überall sonst in der Welt. Wie mancher, der den Unterricht und die Ermahnungen christlicher Eltern und Lehrer leichtsinnig in den Wind geschlagen und die schönsten Gelegenheiten unbenützt gelassen hat, wurde drinnen in Amerika, wo er drei bis vier Stunden nach einer christlichen Predigt zu gehen hatte, von der Kraft des Wortes Gottes angefaßt und suchte dort mit Mühe, was er daheim so bequem hätte haben können! Freilich will ich nicht sagen, daß ein Acker nicht auch gepflügt werden müsse, ehe er den Samen recht aufnehmen kann: manche Herzen werden erst nach vielfachen, schweren Erfahrungen empfänglich für das Wort Gottes. Etwas Aehnliches war es bei Wür-

sching. In Friesland hatte er Gelegenheit genug gehabt, das Evangelium zu hören; — er selbst nahm sich ja der verfolgten Christen an: — und doch kam er nicht in nähere Bekanntschaft und Verbindung mit dem Christentum, obwohl sein Herz, wie sich nachher zeigte, die Wahrheitsliebe besaß, die zum Glauben an Christus nötig ist; obwohl er auch, wie Cornelius, zu denen gehörte, welche Gott fürchten und recht tun und daher Gott angenehm sind, d. h. von Ihm gewürdigt werden, auch die höhere bessere Gabe, die Gemeinschaft mit Christus, von ihm zu erlangen. Aber nachdem er durch Todesgefahr gegangen, und um seiner Wahrheitsliebe willen sein Eigentum und sein Vaterland aufgeopfert hatte, und nun im fremden Lande wohnte, war sein Herz reif geworden, das Beste, was Gott einem Menschen geben kann, mit Freuden anzunehmen, nämlich: den Glauben an das Evangelium. Da wurde auch erfüllt, was der Heiland in der Bergpredigt sagt: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihrer.“ Je näher Würsching die christliche Religion kennen lernte, desto mehr überzeugte er sich, daß sie besser sei als der Götzendienst; er fing an, sich zu schämen, daß er so lange ein Götzdiener gewesen, bedauerte die verlorene Zeit, und wünschte nun, je eher je lieber, getauft zu werden. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt und er ward mit all' den Seinigen durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen. Bald aber mußte er eine neue, betrübende Erfahrung machen. Sein Beschützer, der Herzog Grimwald, wurde eines Tages von Muehelnördern erschlagen; und in so schlechtem Kredit stand König Raddod, daß der allgemeine Verdacht auf

ihn fiel, als habe er die Mörder angestiftet. Nun fragte es sich, ob Würsching auch fernerhin an seinem bisherigen Vergungsort geduldet werden und sich sicher aufhalten könne. Allein er hatte sich durch sein Betragen bereits so allgemeine Achtung erworben, daß auch Grimoalds Nachfolger ihm ihren Schutz angedeihen ließen und ihn noch überdies durch Ehrenbezeugungen und Geschenke auszeichnete. So gewöhnte sich Würsching nach und nach daran, das Frankenland als seine Heimat anzusehen und sich die Gedanken an sein altes Vaterland und an alles, was er dort zurückgelassen, aus dem Sinn zu schlagen. Es wurde ihm in der Fremdlingschaft ein zweiter Sohn geboren, dem er den Namen Thiatgrim gab und außerdem gebar ihm seine Gattin auch noch neun Töchter, von denen aber sechs in ihrer Kindheit wieder starben, und bald nachher starb auch seine Abalgard selbst. — So kurz und leicht geht die Geschichte über die freudigen und schmerzlichen Erfahrungen einzelner Menschen hin; mit drei oder vier Linien berichtet sie Ereignisse, welche viele Tage, Wochen und Jahre lang manches Herz mit den ergreifendsten Empfindungen erfüllten! Wie viele sorgsame und ängstliche Gedanken gehen durch ein Vater- und Mutterherz, bis ein Kind zur Welt geboren ist! Welche freudige Stunden feiern solche Herzen, wenn ihre heißen Gebete erhört worden sind! Wie häufig sind die Tränen, wie schmerzlich und tiefverwundend sind die Empfindungen, wenn ein so freudig begrüßtes und mit zarter Sorgfalt gepflegtes Kind, nachdem es kaum angefangen, den Vater- und Mutterblicken entgegenzulächeln, schon wieder diesen liebenden Blicken entzogen und in den tiefen Schoß der Erde niedergelassen wird! Und

wer, der ihn nicht erfahren, schildert den Kummer eines treuen Gatten, welcher seine Gefährtin in Freud und Leid, die ihn am besten verstand und auf's Sorgfältigste verpflegte, im fremden Lande, wohin sie ihn begleitet und wo sie ihn getröstet hatte, von seiner Seite hinwegsterben und in's dunkle Grab sinken sehen muß! Und alles das faßt die kalte Geschichte, die nur einfach die Tatsachen berichtet, in wenige Worte zusammen, selbst wenn sie sich auf solche Einzelheiten einläßt, was nur selten der Fall ist. Wie viel muß man hinzudenken und hinzufühlen, wenn man sie recht verstehen will. Wie viel mag das Herz unseres guten Würsching bei der Geburt von zehn Kindern, bei dem Tode von sechs Töchtern und einer geliebten Gattin erfahren und empfunden haben! Wenn uns ein jeder Ort wichtig wird, an dem uns irgend etwas Merkwürdiges begegnet: so läßt sich leicht denken, daß er durch vielfache Erinnerungen an den Ort gebunden war, wo ihm zehn Kinder geboren wurden, wo die irdischen Ueberreste von so manchen seiner Geliebten ihre Ruhestätte gefunden hatten. Würsching blieb Witwer bis an's Ende seines Lebens; seine zwei Söhne und drei Töchter aber zog er auf in der Furcht des Herrn und pflanzte ihnen den Glauben ein, der das Herz auch mitten unter den angreifendsten Erfahrungen aufrecht erhält.

Um diese Zeit wurde der König Rabbod im Friesenlande krank und so sehr er auch alle Auforderungen zur Bekehrung verachtet hatte, so wachte doch jetzt sein Gewissen auf, und es fiel ihm beängstigend auf's Herz, wie ungerecht er an seinem treuen Diener Würsching gehandelt habe. Er schickte deshalb einen Boten an ihn und ließ ihn auffor-

dern, in sein Vaterland zurückzukehren und seine Güter wieder in Besitz zu nehmen, versprach ihm auch völlige Genugthuung, wenn er sich wieder mit ihm aussöhnen wollte. Die Liebe zum Vaterlande war auch in Würschings Herzen, obgleich er im Frankenlande eine so freundliche Behandlung gefunden hatte, noch nicht erloschen, und die Rücksicht auf das künftige Los seiner Kinder machte es ihm schwer, einen Entschluß zu fassen; aber die Anhänglichkeit an seine neue Heimat und das Mißtrauen gegen die Gesinnungen Radbods waren doch noch stärker und er gab dem Könige eine abschlägige Antwort. Allein Radbod ließ sich nicht abweisen und schickte zum zweitenmal eine Botschaft an ihn: wenn er nicht selbst kommen wolle, solle er wenigstens seinen Sohn schicken, dann wolle er diesem geben, was er versprochen habe. Da ließ sich endlich Würsching bewegen, den Bitten des Königs nachzugeben: denn es hätte ja wie Unversöhnlichkeit ausgesehen, wenn er ihm seinen Willen nicht erfüllt hätte; und unversöhnlich darf ein Christ nicht einmal scheinen, viel weniger sein. Er schickte seinen jüngeren Sohn, Thiatgrim, in das Land seiner Väter zurück, obwohl es ihm bei damaligen unruhigen Zeiten schwer fiel, eines von seinen geliebten Kindern, deren Erziehung sein angelegentlichstes Geschäft gewesen war, von seiner Seite zu lassen. Radbod nahm den Jüngling gütig auf, räumte ihm eine ehrenvolle Wohnung in seiner Nähe ein und gab ihm das Erbteil seines Vaters heraus. Als der Vater diese Nachrichten hörte, ward sein Herz über seinen Sohn Thiatgrim getrübt; er selbst aber blieb mit seinem älteren Sohne und seinen drei Töchtern im Frankenlande bis zum Tode des Königs Radbod. Dieser hatte schon

einige Zeit gekränkelt und als er fühlte, daß sein Tod herannahende, sank sein heidnischer Mut zusammen, sein Gewissen erwachte, und zeigte ihm die Aussicht auf den traurigen Zustand, der ihn als einen Verächter des lebendigen Gottes in der andern Welt erwartete. Er sandte nach Willibrord, um sich von ihm Trost zusprechen zu lassen; aber ehe seinem Wunsche willfahrt werden konnte, starb er plötzlich hinweg, ein warnendes Beispiel für alle, die es mit der Bekehrung bis auf's Totenbett anstehen lassen. Sein schneller Tod machte einen großen Eindruck; er wurde allgemein als eine Strafe von Gott betrachtet und es eilten viele Friesen herbei, um sich taufen zu lassen.

Mehrere Jahre nachher kam Pipin, der Sohn des Karl Martell, zur Herrschaft im Frankenlande, ein glücklicher Kriegsheld, der viele Länder unter seinen Szepter brachte. Auch Friesland unterwarf er sich, wo damals Willibrord immer noch im Segen arbeitete. Nun war endlich die Zeit gekommen, da Würsching sich entschließen konnte, aus dem Lande der Fremblingschaft wieder in sein altes Stamm-land zurückzukehren und sein väterliches Erbgut in Besitz zu nehmen. Pipin selbst munterte ihn dazu auf und der Wunsch, seine ganze Familie wieder beisammen zu haben, mag wohl das Meiste zu seinem Entschlusse beigetragen haben. Nach vieljähriger Abwesenheit kam er in seine liebe Heimat zurück, und ließ sich auf seinem Gute Swabsna, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Utrecht, nieder. Willibrord war über seine Ankunft sehr erfreut: denn Würsching war ein wackerer glaubensvoller Mann und von Alters her bei dem ganzen Volke beliebt. Sein Beispiel konnte bei den heidnischen Friesen nicht ohne

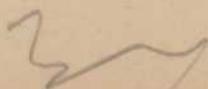
Einfluß bleiben, umsomehr, da der alte Verfolger des Christentums, Rabbod, tot war, und Pipin die Verbreitung der christl. Lehre auf's kräftigste unterstützte. Würsching schloß sich auch wirklich auf's engste an Willibrord an, und ging ihm mit seiner ganzen Familie tätig und hilfreich an die Hand, um den Götzendienst auszurotten, und die neu entstehende Kirche zu befestigen. Sein ältester Sohn Rothgrim nahm eine christliche Gattin und seine drei Töchter wurden auch noch bei Lebzeiten des Vaters an christliche Ehegatten verheiratet. Aber Willibrords Stunde war auch herbeigekommen. In seinen letzten Jahren hatte er mit unermüdlichem Eifer an dem Werke der Heidenbekehrung fortgearbeitet und besonders lag ihm seine Klosterschule in Utrecht am Herzen, welche immer hoffnungsreicher aufblühte. Er hatte nun fünfzig volle Jahre auf der mühevollen Missions-Laufbahn zurückgelegt und als er (im Jahr 746) im Kloster zu Epternay bei Trier seinen Glaubenslauf vollendete, begleitete ihn der beruhigende Gedanke, daß er eine große Anzahl frommer Schüler zurücklasse, deren Pflege er sein Erntefeld getrost überlassen konnte, weil er aus eigener Erfahrung mit der Treue des Herrn bekannt war, die bei allem unserem Werk das Beste tut.

Indessen so viele treffliche Männer auch unter Willibrords Schülern sein mochten, so fehlte es ihnen doch an einem Ratgeber und Führer und die Stelle eines Mannes, der 50 Jahre lang an der Spitze gestanden, und an Erfahrung so reich war, konnte nicht so leicht wieder besetzt werden. Da nahm sich ein Mann des verlassenen Arbeitsfeldes in Friesland an, der schon 34 Jahre vorher einige Zeit lang auf demselben als fleißiger Arbeiter ge-

standen war, ein Mann, dessen Namen ihr gewiß schon gehört habt: es war Winfried, sonst auch Bonifacius genannt, der vorzugsweise den Namen eines „Apostels der Deutschen“ führt. Dieser ausgezeichnete Knecht Christi hatte eine lange Reihe von Jahren an der Ausrottung des Götzendienstes und an dem Aufbau der Kirche Christi in Hessen, Thüringen und anderen Gegenden Deutschlands gearbeitet und war in brennendem Eifer von Ort zu Ort gezogen, um dem Christenglauben allenthalben neue Befenner zu sammeln. Er stand jetzt in seinem 74. Jahre; ein Lebensalter, in welchem andere Leute darauf denken, sich in ruhige Stille zurückzuziehen, besonders wenn ihre Laufbahn so beschwerlich und mühselig gewesen ist. Auch Bonifacius hätte so gut als irgend jemand Anspruch auf eine solche Ruhezeit machen können: denn wenige haben mehr gearbeitet und erduldet, als er; aber sein Gewissen erlaubte ihm nicht, so lange noch irgend eine Kraft vorhanden war, sie anders als im Dienste Christi zu verzehren. Er schrieb darüber an einen Freund also: „Meines weitläufigen und mühevollen Amtes (er war in der letzten Zeit Erzbischof in Mainz) bin ich jetzt herzlich müde und wollte diese Ehre gern einem andern überlassen. Nur ein Umstand macht mir Bedenken, dies zu tun, weil ich nämlich in der heiligen Schrift und in den Kirchenvätern kein Beispiel finde, daß ein redlicher Seelenhirte jemals vor seinem Tode sein Amt niedergelegt habe.“ Seit dem Tode Willibrords war in seinem Herzen der stille Gedanke rege geworden, an der Stelle, wo er seinen Missionsberuf angefangen hatte, in Friesland, seine letzten Lebenstage zuzubringen; und sobald er die nötigen Anordnungen in seinem

bisherigen Berufskreise getroffen und sein Amt einem tüchtigen Nachfolger übergeben hatte, führte er diesen Gedanken wirklich aus.

Mit einem zahlreichen Gefolge von Aeltesten, Diakonen und Klosterbrüdern schiffte sich Bonifacius in Mainz auf dem Rhein ein, nahm Abschied von diesem Aufenthaltort, zu welchem er nie wieder zurückkehren wollte, und kam glücklich in Friesland an. Würsching war noch am Leben und bezeugte samt den Seinigen große Freude, diesen alten Glaubenshelden, dessen Name bei allen Christen jener Zeit in hoher Achtung stand, nun auch persönlich begrüßen und in seinem Umgang seine letzten Lebens-tage zubringen zu dürfen. War er gleich nicht mehr so rüstig wie Bonifacius, daß er mit diesem auf die Bekehrung der Heiden, deren es im Friesenlande noch viele gab, hätte ausziehen können: so nahm er doch an dem Werke seines Freundes den innigsten Anteil und bot freudig dar, was in seinem Vermögen stand, um ihn bei seiner wichtigen Arbeit zu unterstützen. Der 74jährige Bonifacius zog mutig und rasch, wie ein Jüngling, durch das Land umher, baute christliche Kirchen, wo Gözentempel gestanden waren, richtete wieder auf, was seit Willibrord's Tode in Verfall gekommen war und taufte viele Tausende von Männern, Weibern und Kindern, welche durch seine mächtige Predigt bewogen worden waren, dem Gözendienste zu entsagen. Er hatte ungefähr ein Jahr auf diesen eifrigen Missionswanderungen zugebracht, als er beschloß, ein Fest mit seinen Neugetauften zu feiern, von welchen er hoffte, daß es auf die Befestigung ihres Glaubens wohltätig wirken werde. An dem Ufer des Flusses Burda, der die Grenze zwischen Ost- und Westfriesland bildete,



wurde ein großes Zelt auf freiem Felde aufgeschlagen, unter welchem Bonifacius mit seinen Begleitern aus Deutschland den Anbruch des festlichen Tages erwartete. Die bekehrten Friesen, die ihn sonst begleiteten, waren nach Hause gegangen, um ihre Familien herbeizuholen und die kleine deutsche Missionsgemeinde war ganz allein. Aber was war das für ein Freudenfest! Als der Tag anbrach und die wackeren Missionare in froher Hoffnung sich von ihrem Lager erhoben, um sich umzusehen, ob die Festgäste sich bald zeigen würden — siehe, da erblickten sie etwas ganz anderes, als sie erwarteten. Graße Scharen von Heiden, mit Schildern und Speeren bewaffnet, stürmten heran: denn sie hatten beschlossen, an diesem Tage den alten Feind ihrer Götter zu ermorden. Seine Begleiter drängten sich um ihren verehrten Führer her und wollten ihn gegen die Wut der Heiden schützen; aber Bonifacius trat mit seinem Evangelienbuche mutig hervor und sprach zu den Jünglingen: „Lasset ab vom Streit und leget die Waffen nieder: denn die heil. Schrift lehrt uns, das Böse nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt und die Zeit meines Abschieds ist nun vorhanden. Seid stark in dem Herrn und duldet mit dankbarer Ergebung, was seine Gnade über euch verfügt. Hoffet auf Ihn; Er wird eure Seelen erlösen!“ Hierauf wendete er sich an seine Mitältesten und sprach zu ihnen: „Fasset Mut, meine Brüder, und fürchtet euch nicht vor denen, die wohl den Leib töten können, aber nicht die Seele. Freuet euch in dem Herrn! Werfet euer Vertrauen auf Ihn; er wird euch den Lohn der Treue im Himmel anweisen. Ertraget standhaft

den kurzen Augenblick des Todes, um ewig mit Christo zu regieren!“ Als Bonifacius ausgeredet hatte, fielen die Heiden mit ihren Schwertern und Spießen über das unbewaffnete Häuslein her und stießen einen nach dem andern nieder. Endlich kam es auch an den ehrwürdigen Greis, der sein Evangelienbuch dem mörderischen Streiche entgegenhielt, und so, wie ihn der Speer getroffen, sein Leben aushauchte. Das geschah den 5. Juni 755, in der Nähe des Dorfes Ostrach bei Dorkum.

Wirsching überlebte seinen Freund Bonifacius nicht lange; ert war alt und lebensfatt, und nachdem er die Freude erlebt hatte, seine Familie in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen und den Christenglauben immer weitere Fortschritte machen zu sehen, sehnte er sich nach dem Austritt aus einer Welt, in welcher er so viele schwere Erfahrungen hatte machen müssen. Nach seinem Tode verheiratete sich sein jüngerer Sohn Thiatgrim, mit Liaburg, der Tochter des Rothrad und der Adelburga. Die Brüder der letzteren, Wullibrat und Thiatbrat, waren die ersten Prediger aus dem Friesenvolke, die auch unter ihren Landsleuten und den benachbarten Sachsen das Missionswerk trieben. Als Liaburg geboren wurde, lebte noch ihre heidnische Großmutter, die Mutter ihres Vaters Rothrad, die in dem heidnischen Aberglauben ganz verhärtet und dem Christentum sehr abhold war. Unter den heidnischen Friesen war es eine Schande, keinen Sohn zu haben. Da nun Adelburga nur Töchter gebar, wurde die alte Frau törichterweise sehr erbost auf sie, und trachtete in ihrer blinden Verkehrtheit dem neugeborenen Kindlein nach dem Leben. Sie stellte Meuchelmörder an, welche das junge Töchterlein vom Schoße der

Mutter hinwegreißen und töten sollten, ehe es die Muttermilch gekostet hätte. Denn so war es damals Sitte bei den Friesen, daß, wenn sie einen Sohn oder eine Tochter töten wollten, dieselben noch keine irdische Speise genossen haben durften. Die Meuchelmörder taten, wie ihnen befohlen war, raubten das Kind und entführten es und ein Sklave trug es an einen benachbarten Bach, um es zu ertränken. Aber wunderbarerweise geschah es, daß das neugeborene Kind, welches noch nicht einmal Speise bekommen hatte, sich mit ausgebreiteten Armen und mit beiden Händen an dem Schilf festhielt, der am Ufer des Baches wuchs, und sich durchaus nicht in das Wasser untertauchen lassen wollte. Während dieses seltsamen Kampfes kam durch die Schickung des barmherzigen Gottes ein benachbartes Weib dazu, welches, von Mitleid ergriffen, dem Sklaven das Kind aus der Hand riß und damit in ihre Wohnung eilte. Hier schloß sie die Thüre hinter sich zu, lief in ihre Schlafkammer, wo sie einen Honigtopf stehen hatte und ließ dem Kinde sogleich etwas von dem Honig in den Mund laufen, welches denselben auch alsbald aufleckte. Indessen kamen die Mörder herbei und wollten den Befehl ihrer Herrin vollziehen, welche in dem Hause ihres Sohnes wütete, als sie vernahm, daß ihr Schlachtopfer ihr entrisen worden sei. Die Frau aber, welche das Mädchen gerettet hatte, lief den Mördern entgegen, versicherte sie, das Mädchen habe bereits Honig gegessen und zeigte ihnen die Lippen desselben, an welchen der Honig noch zu sehen war. Nun war es nach damaligem heidnischem Brauch nicht mehr erlaubt, das Kind zu töten. Die Mörder mußten es loslassen und die Frau nährte es heimlich, indem

sie ihm durch ein Horn Milch in den Mund träufelte. Aber was mag die arme Mutter dieses Kindleins, Adelsburga, unterdessen ausgestanden haben! Kaum waren die Geburtsschmerzen vorüber, so wurde sie von neuen Schmerzen der Angst und Bekümmernis um das Leben ihres Kindes überfallen. Und auch nachdem sie die erquickende Nachricht vernommen hatte, daß es durch eine mitleidige Hand gerettet worden sei, durfte sie sich aus Furcht vor der ergrimmtten Großmutter nicht einfallen lassen, es sehen zu wollen, sondern mußte es Jahre lang in fremden Händen lassen. Nur ein Mutterherz kann die Betrübniß der armen Adelsburga nachempfinden. Das einzige, was sie tun konnte, war, daß sie der gutherzigen Pflegerin ihres Kindes heimlicherweise alles zukommen ließ, was sie zur sorgfältigen Pflege und Erziehung desselben bedurfte. Endlich aber starb die wilde alte Großmutter, und nun erst wurde das Kind seiner rechten Mutter zurückgegeben. Mit welchen Empfindungen mag Adelsburga die Tochter an ihr Herz gedrückt haben, die sie seit ihrer Geburtsstunde nicht mehr hatte sehen dürfen! Diasburg tat im Anfang fremd und scheu gegen sie, da sie nur an den Anblick ihrer Pflegemutter gewöhnt war, aber diese Schüchternheit verlor sich bald, und die Erinnerung an die wunderbare Errettung, welche sie schon in den ersten Stunden ihres Lebens, ohne davon zu wissen, hatte erfahren dürfen, wurde von ihrer frommen Mutter dazu benützt, ihrem jugendlichen Herzen schon frühzeitig einen tiefen Eindruck von der großen Güte des Heilands, der sie errettet hatte, einzuprägen. Dieser Eindruck verlor sich auch nicht; Diasburg ward eine fromme Jungfrau und deswegen wählte sie der gottesfürchtige Thiatgrim zu seiner Gattin.

II.

Ludgers Kinderjahre.

Liasburg wurde die Mutter des Ludger. Nicht wahr das hat lange gebraucht, bis wir endlich zur Hauptperson unserer Geschichte gelangt sind? Aber es ist doch auch etwas Schönes, wenn wir wissen, daß unsere Eltern und Voreltern fromme Leute gewesen sind. Und wenn wir sehen, daß sich die wunderbare Weisheit Gottes an einer Familie durch mehrere Geschlechter hindurch verherrlicht hat: so ist uns dies eine Aufforderung weiter, dieselbe zu loben und zu preisen. Denket nur an die Geschichte der Patriarchen, des Abraham, Isaak, Jakob, Joseph! Immer ein Lebenslauf wunderbarer als der andere und in allen dieselbe erziehende und bewahrende Weisheit und Gnade Gottes! Wer möchte nicht solche Voreltern gehabt haben!

Als Liasburg nahe daran war zu gebären, kam ihr Gatte Thiatgrim nach längerer Abwesenheit von einer Reise nach Hause. Sie wurde von der Ankündigung seiner Ankunft so sehr überrascht, daß ihre Liebe nicht warten konnte, bis er hereintrat, sondern ihm flugs entgegeneilte. Sie blieb aber in ihrer raschen Eile mit dem Fuße an der Türschwelle hängen und stürzte zu Boden. Ein Pfahl ging ihr in die Hüfte und sie wurde für tot hinweggetragen, so daß kein Mensch daran dachte, daß sie oder der Sohn, den sie unter dem Herzen trug, wieder zum Leben zu bringen seien. Thiatgrim jammerte laut und war untröstlich; aber mit der mächtigen Hilfe des Herrn lebte der Geist seiner Gattin wieder auf und sie wurde glücklich und vollständig geheilt; auch an dem Knaben, den sie wenige

Tage darauf gebar, sah man durchaus keine Spur von Verletzung. So war Liudger — diesen Namen erhielt der Knabe in der Taufe — schon im Mutterleibe in Todesgefahr gewesen und hatte die errettende Macht Gottes erfahren dürfen, noch ehe er das Licht der Welt erblickte. Leset die Stelle Psalm 71, 6, 139, 13, Jes. 49, 1, Sir. 50, 24. Er war aber auch ein ganz besonderer Knabe, der sich von früher Jugend an vor anderen Kindern auszeichnete, und es ging bei ihm, wie es im Sprichwort heißt: „Was ein Hütchen werden will, krümmt sich bei Zeit.“ Kaum konnte er gehen und reden, so war er schon auf alles aufmerksam, was um ihn her vorging. Sein Vater hatte bei Willibrord schreiben gelernt und besaß einige Bücher. Zuweilen schrieb er selbst etwas auf in ein Buch, und da war der kleine Liudger immer ein aufmerksamer Zuschauer und dachte im Stillen darüber nach, wie er es angehen müßte, um auch so ein Buch zu bekommen und darauf zu schreiben. Wenn dann andere Knaben auf der Gasse draußen spielten und lärmten, saß Liudger in einer Ecke des Hauses und suchte sich Materialien zu einem Buche zusammen. Damals gab es noch kein Papier, wie wir jetzt haben; man schrieb auf gegerbte Tierhäute, Pergament genannt, weil es in Pergamus in Klein-Asien am besten bereitet und am häufigsten verkauft wurde. Dieses Pergament aber war selten und fast nur in den Klöstern zu finden, wo die einzigen Leute waren, die sich mit Schreiben abgaben. Liudger fand zuweilen, wenn ihn sein Vater zu einem Besuche in das Kloster zu Utrecht mitnahm, einige abgeschchnittene Schnipselchen von solchem Pergament, die er sorgfältig aufhob und verwahrte. Ein anderer Weg, um zu Papier

zu kommen, zeigte sich ihm auf dem Holzboden. Hier fand er große Stücke Birkenholz, an welchen die Rinde zum Theil losgeschält war. Die innere feine Rinde (Bast) kam ihm auch so vor, als wenn sich darauf schreiben ließe und er sammelte alle losen Stückchen, deren er habhaft werden konnte. Freilich, der Bast vom Palmbaum hätte ihm hiebei bessere Dienste geleistet; denn aus dem machen sich die Leute in Otahetti nicht nur Kleider, sondern man kann ihn auch als Papier gebrauchen, auf das sich recht gut schreiben läßt, und das fast ganz aussieht, wie unser Papier, welches, wie ihr wisset, aus Lumpen gemacht wird. Wenn ihr einmal zu mir kommt, will ich euch solches Palmepapier zeigen. Man kann doch allerlei denken bei einem Bogen Papier und wie viel müßte er zu erzählen wissen, wenn er reden könnte! Was war der Lumpen, aus dem dieser Bogen gemacht ist, vorher? Vielleicht das Kleidungsstück eines Königs oder einer Prinzessin und dann ihres Kammermädchens und dann einer Bettlerin. Vielleicht ein Tischtuch, auf dem kostbare Speisen zu stehen pflegten. Vielleicht eine Decke über ein kostbares Gemälde, oder das Schweißtuch eines sterbenden Kindes, oder das Sacktuch seiner Mutter, mit dem sie ihre Tränen austrocknen wollte und nicht konnte. Auf welchem Felde ist der Flachs gestanden, aus dem diese Leinwand bereitet wurde? Siehe, dort saß ein liebes, frommes Mädchen, die hat ihn gesponnen und dem Weber gebracht, und dann ihrem Vater Hemden aus der Leinwand gefertigt. Diese Hemden wurden nach dem Tode ihres Vaters verkauft, und kamen an verschiedene Besitzer, bis sie endlich als Lumpen in die Papierfabrik wandern mußten. Aus diesen Lumpen ist dies Papier ge-

macht. Jenes fromme Mädchen ist seitdem eine wackere Frau und Mutter geworden, und ihre Kinder lesen nun das Büchlein, welches auf dieses Papier geschrieben ist, zu dessen Lumpen sie die Leinwand gesponnen hat. Ich will nicht sagen, daß sich wirklich eine solche Geschichte ereignet habe; aber warum sollte es nicht möglich sein? Wenn wir die Geschichten aller Lumpen wüßten, welche sonderbare Verwicklungen würden da an's Licht kommen! Doch wir haben uns ganz von unserer Geschichte verirrt.

Daß in Friesland keine Palmen wachsen, wissen ihr schon. Nun freilich, irgend einmal müssen doch auch in Deutschland Palmen gewachsen sein: denn man hat schon versteinerte oder verkohlte bei uns ausgegraben und überhaupt mag das Klima in unserm Vaterlande schon allerlei Veränderungen erfahren haben, denn zur Zeit des Herzogs Christoph von Württemberg sandte der Kaiser Maximilian Tokayer aus Ungarn nach Stuttgart und erbat sich dagegen von dem guten Neckarwein, ein Tausch, der jetzt nicht mehr vorkommt, und noch später ver schrieb sich ein sächsischer Herzog jedes Jahr eine Mezingen, wo jetzt nur ein Kräher wächst. Dem sei aber, wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß zu Lindgers Zeit in Friesland keine Palmen wachsen und er mußte sich daher an der Birkenrinde genügen lassen, welche auch den Dienst des Papiers für einen Knaben von drei bis vier Jahren vollkommen leistete. Hatte er eine Anzahl solcher kleinen Blättchen von Pergament oder Birkenrinde beisammen, so heftete er sie aneinander und machte ein Büchlein daraus. Aber nun hätte er auch gern etwas in sein Büchlein hineingeschrieben. Federn hatt er nicht, u. Tinte auch nicht.

Aber er wußte sich zu helfen. Um den Garten hinter dem Hause standen viele Brombeersträucher. Lindger sammelte eine Handvoll Brombeeren, drückte den Saft in ein kleines Gefäß und das war seine Tinte. Dann suchte er sich ein Binsenrohr, tauchte es in die Tinte, und schrieb nun sein Büchlein voll. Sehr lesbar war es freilich nicht, was er schrieb, denn es waren lauter einzelne Striche, große und kleine, krumme und gerade. Aber es brauchte ja niemand zu wissen, was er schrieb, wenn nur er es wußte. Hatte er ein Büchlein voll geschrieben, so brachte er es seiner Mutter zur Aufbewahrung, wie wenn es etwas Wichtiges wäre. Fragte ihn jemand: „Was hast du heute getan?“ so antwortete er, er habe den ganzen Tag Bücher zu machen, oder zu schreiben, oder zu lesen, obgleich er noch keinen Buchstaben kannte. Fragte man ihn weiter: „Wer hat dich das gelehrt?“ so antwortete er: „Gott!“ So ging er schon im zarten Knabenalter mit dem um, was er später als Knecht Gottes zu erfüllen hatte.

An einem so aufmerksamen, nachdenkenden Kinde hatten natürlich auch seine Eltern eine große Freude, und manchmal sagten sie in der Stille zu einander: „Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden?“ Lindger hatte keine Ruhe, bis ihn seine Mutter lesen lehrte. Zum Glück konnte sie es, ein Glück, welches damals die meisten Frauen entbehren mußten. Denn da gab's noch keine solche Schulen wie jetzt und hie und da fand sich fogar ein Priester, der nicht lesen konnte. Ihr werdet denken: wie konnte er denn Priester sein? Ich will's euch sagen. Er hatte seine Kirchengebete, ein paar Stücke aus den Evangelien und etliche Psalmen auswendig gelernt, und brauchte somit kein Buch. Ueberdies war da-

maß fast alles lateinisch, man hatte noch keine deutsche Bibel. Wer also lesen lernen wollte, der mußte zugleich lateinisch lernen, wenn es ihm etwas helfen sollte. Zwar hatte schon im vierten Jahrhundert Wulfila (Wölflin) das Neue Testament in die gothische Sprache übertragen, aber das Friesische lautet doch wieder anders, wenngleich beide Sprachen dem deutschen Sprachstamm angehören. Kommt einmal eins oder das andere von euch nach Upsala in Schweden, so gehet auf die Universitäts-Bibliothek und laßet euch den codex argenteus zeigen, in welchem ein Theil von der Uebersetzung des Wulfila enthalten ist. Die Schrift in diesem Buche ist auf purpurfarbiges Pergament mit silbernen Buchstaben geschrieben, welche mit heißen Eisen eingebrannt sind. So schön war nun freilich das Buch nicht, aus welchem Liaburg ihren Lindger lesen lehrte; aber doch war es sauber geschrieben und die Anfangsbuchstaben waren mit allerlei farbigen Figuren bemalt, an welchen sich Lindger lange vorher ergötzte, ehe er einen dieser Buchstaben zu nennen wußte.

Liaburg hatte von ihrem Oheim Bullibrat lesen gelernt; aber Lateinisch verstand sie nicht. Sie konnte also auch ihren Sohn nur soweit bringen, daß er die Buchstaben kennen lernte. Aber das befriedigte ihn natürlich nicht, er wollte auch den Sinn der Worte wissen. Sein Vater, der meistens außer dem Hause beschäftigt war, konnte ihm zwar einzelne Worte sagen, wenn er nach Hause kam; aber er hatte nicht Zeit genug, um ihn selbst zu unterrichten. Lindger war daher in den ersten Jahren meistens sich selber überlassen und hatte nur mit seinem jüngeren Bruder Hildegrim Umgang, der auch die Stille und häusliche Eingezogenheit liebte.

Oft saßen sie stundenlang in einem Winkel der Stube oder des Gartens, während die Mutter mit häuslichen Geschäften zu tun hatte und studierten an einem Wort, das einen schönen roten Anfangsbuchstaben hatte, und das sie deswegen doppelt gern hätten verstehen mögen. „Sieh,“ sagte Lindger einmal, „diese Buchstaben kommen mir vor, wie die Stäbe eines Gartenzaunes, der uns verhindert, daß wir nicht zu den schönen Blumen und süßen Früchten des Gartens gelangen können.“ — „Ja,“ erwiderte Hildegim, „und dieses schalkische Gesicht, das aus dem Anfangs-D herauslacht, sieht gerade aus, wie wenn es spöttlich zu uns sagen wollte: Gelt, ihr wisset doch nicht, wie ich heiße?“ — In dessen tat Liasburg ihr Möglichstes, um ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen und erzählte ihnen vom Heiland und von den heiligen Männern des alten und neuen Bundes, so viel sie wußte. Das waren festliche Stunden für die beiden Knaben, wenn die Mutter eine freie Stunde hatte und ihnen zurief: „Kommet, ich will euch erzählen.“ Dann fing sie an, entweder eine Geschichte aus dem Neuen Testamente vorzunehmen, oder sie sprach von dem grausamen König Radbod, von dem Großvater Würching und seinen seltsamen Schicksalen, von dem ehrwürdigen Willibrord und dem eifrigen Winfried. Einmal hob sie also an: „Habe ich euch schon etwas von den beiden Brüdern Ewald gesagt?“ — Lindger rief gleich: „Nein, nein, Mutter; bitte, sag' uns doch!“ — „Nun,“ fuhr Liasburg fort, „es sei! Höret andächtig zu und erschrecket nicht! Die beiden Ewalde waren unter den zwölf Glaubensboten, mit welchen der selige Vater Willibrord in unser Land kam. Der eine hieß der weiße Ewald, weil

er ein weißes Haar hatte, der andere hieß der schwarze Uwald, denn sein Haar war schwarz. Diese beiden Brüder gingen zu den Sachsen hinüber und wollten diesen blinden Gözendienern den Heiland predigen. Das hatte aber große Schwierigkeit, denn die Sachsen haben keinen König, dem sie gehorchen, sondern sie stehen unter verschiedenen Kriegshauptleuten, von denen jeder über einen kleinen Teil des Volkes zu befehlen hat. Da mußten denn die beiden Brüder, sowie sie wieder in ein anderes Thal kamen, immer erst bei dem Hauptmann um Erlaubnis anhalten, ehe sie ihre Predigt anfangen durften. Aber die Hauptleute wollten nichts von einer neuen Religion wissen; ihre Götzen waren ihnen gut genug. Unter solchen Umständen wußten die Ewalde nichts besseres zu tun, als ernstlich und anhaltend zum Heiland zu beten, daß Er doch den verblendeten Sachsen die Herzen aufthun wolle, damit sie geneigt würden, auf Sein Wort zu hören. Hatten sie sich so durch Gebet gestärkt, so zogen sie unter die Wälden hinein und sangen ein Lied. Das lockte die Sachsen herbei und nun predigten sie ihnen die christliche Lehre.

Lindger: Konnten denn die Sachsen ihre Sprache verstehen?

Liasburg: Die Ewalde gehörten zu dem Volk der Angelsachsen, die nach England ausgewandert sind, und das Land erobert haben; ihre Sprache ist daher mit der sächsischen verwandt und konnte zur Not schon von den Sachsen verstanden werden. Aber die Sache selbst war ihnen zu fremd, als daß sie dieselbe so leicht hätten verstehen können und es dauerte geraume Zeit, ehe sie begriffen, daß es sich um die Einführung einer neuen Religion und

um die Vertilgung ihres Gözendienstes handle. Sobald sie das merkten, wurden sie ganz wütend, und als einer von den Hauptleuten die beiden Brüder in sein Haus aufnahm und der neuen Lehre geneigt zu sein schien, so entstand ein völliger Aufruhr unter dem Volk. Eines Tages, da der Hauptmann gerade nicht zu Hause war, fielen sie mit ihren Speißen über den weißen Ewald her, und brachten ihn auf der Stelle um's Leben. Sein Bruder, der noch eifriger und beredter war als er, wurde deswegen auch noch mehr von ihnen gehaßt und an ihm wollten sie ihre grausame Lust recht auslassen. Sie rissen dem armen Manne ein Glied um's andere vom Leibe und marterten ihn auf diese Weise zu Tode. Die Leichname der beiden Brüder warfen sie in den Rhein, um auch die letzte Spur dieser Knechte Christi aus dem Lande zu vertilgen, das den Gözen geheiligt bleiben sollte.

Rindger: Nicht wahr, Mutter, diese frommen Männer, die sich um Christi willen haben totschlagen lassen, kamen gewiß in den Himmel?

Diasburg: Freilich, daran ist nicht zu zweifeln. Weißt du den Spruch nicht mehr, den ich dich vor acht Tagen gelehrt habe?

Rindger: Ja, ich weiß ihn noch. Du meinst gewiß den: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Diasburg: Ganz recht, der ist's. Wer sich dem Heiland zulieb umbringen läßt, dem gibt Er im Himmel eine Krone.

Hildegrim: Aber Mutter, so möchte ich mich nicht martern lassen wie der schwarze Ewald. Das ist ja fürchterlich. Ueberhaupt ist mir bang vor dem

Sterben, wenn ich nur so, wie ich bin, lebendig, ungestorben in den Himmel kommen könnte!

Liasburg: Das würden andere Leute auch wünschen, aber wir müssen uns die Ordnung Gottes gefallen lassen, und weil wir Sünder sind, so müssen wir sterben.

Liudger: Wie hat man denn erfahren, daß die beiden Brüder auf so grausame Weise getötet worden sind, wenn sie doch ganz allein waren? Haben denn die Mörder selbst es gesagt?

Liasburg: Nein, sie hatten einen Reisegefährten namens Tilmann, der früher unter den Angelsachsen ein Krieger gewesen war und sich zu Christo bekehrt hatte. Dieser begleitete die beiden Brüder zu den Sachsen und war so glücklich, den Händen der Mörder zu entkommen. Von ihm erfuhren dann die christlichen Prediger zu Wiltaburg, daß ihre Brüder auf eine so traurige Weise um's Leben gekommen seien und trugen lange Leid um sie.

Hildegrim: Wurden denn die Mörder nicht gestraft?

Liasburg: Ja, sie sind gestraft worden. Der sächsische Hauptmann war sehr aufgebracht darüber, daß man diese Leute getötet hatte, die doch unter dem Schutze seiner Gastfreundschaft standen. Er ließ die Mörder mit der Streitart niederhauen und ihre Hütten verbrennen.

Liudger: Aber dann hatten ja ihre Weiber und Kinder kein Obdach mehr. Was konnten denn die dafür?

Liasburg: Freilich, die mochten vielleicht unschuldig sein. Aber sehet, so geht es, wenn man Böses tut. Deswegen muß man sich auch so hüten vor dem Bösen, weil in die Strafe desselben, die

nie ausbleibt, oft auch Unschuldige hineingezogen werden.

Liudger: Ja, und weil man damit den Heiland beleidigt, der uns doch so viel Gutes getan hat. Nicht wahr, Mutter?

Liasburg: Ja, das ist die Hauptsache.

III.

Liudgers Vorbereitung.

Als Liudger anfang heranzuwachsen, wurde es ihm in der väterlichen Wohnung zu eng. Was er hier lernen konnte, das hatte er schon gelernt; aber es war ihm nicht genug, er wünschte weiter zu kommen und hatte in seinem Herzen einen unwiderstehlichen Trieb, sich noch mehr Kenntnisse zu erwerben. Er bat daher seine Eltern, sie möchten ihn zu irgend einem Manne Gottes bringen, der ihn unterrichten könnte. Seine Eltern priesen Gott, als sie sahen, daß Er eine solche Neigung in das Herz ihres Sohnes gelegt habe und waren gleich bereit, seiner Bitte zu willfahren, obgleich es ihren Elternherzen schwer fiel, ihn auf so lange, und wahrscheinlich für immer, von sich zu lassen. „Schon vor seiner Geburt,“ sagte Thiatgrim, „wurde er uns durch Gottes wunderbare Güte vom Tode gerettet; er gehört Ihm deswegen mit doppeltem Rechte und wir wollen uns freuen, wenn er sich Seinem Dienste widmet und ein gesegnetes Werkzeug Seines Namens wird.“ Liasburg stimmte damit ein und so wurde Liudger in die Klosterschule zu Utrecht gebracht, welche nahe bei der elterlichen Wohnung war und von wo aus er also seine Eltern öfters besuchen oder von ihnen Besuche erhalten

konnte. Der Vorsteher dieser Klosterschule war damals Gregor — doch von dem muß ich euch zuvor etwas erzählen, damit ihr ihn näher kennen lernt.

Ihr werdet euch noch erinnern, wie ich euch oben sagte, daß der eifrige Heidenbote Bonifacius seinen Missionslauf in Friesland begonnen habe, indem er dort einige Jahre an der Seite seines wackeren Verwandten Willibrord arbeitete. Als er nun von diesem Abschied nahm, um sich im Hessenslande ein eigenes Arbeitsfeld aufzusuchen, nahm er seinen Weg durch die Rheingegenden nach Trier, wo er in einem benachbarten Kloster ein Nachtlager suchte und von der Aebtissin desselben, namens Nedula, freundlich aufgenommen wurde. Nach dem Abendessen sollte, wie es damals löbliche Sitte war, ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen werden und die Aebtissin übertrug dies Geschäft ihrem fünfzehnjährigen Neffen Gregor, der gerade aus der Schule zurückgekommen war. Nachdem ihm Bonifacius seinen Segen erteilt hatte, las der Knabe einen Abschnitt aus der lateinischen Bibel vor. Als er fertig war, sagte Bonifacius zu ihm: „Du kannst schön lesen, mein Sohn; aber verstehst du denn auch, was du gelesen hast?“ Gregor sagte ohne Weiteres: „Ja.“ — „Nun, so sage mir denn,“ fuhr der Fremdling fort, „wie du die Sache verstehst.“ — Gregor fing an, den Abschnitt noch einmal zu lesen. „So meine ich's nicht,“ sagte Bonifacius, „ich habe schon gehört, daß du recht lesen kannst; aber nun hätte ich gerne, daß du mir das, was du gelesen hast, auf deutsch sagen möchtest.“ — Der Knabe gestand nun, daß er das nicht könne.

Bonifacius: Soll ich dir's denn sagen, was es heißt?

Gregor: Ach ja, das wäre mir gar lieb.

Nun übersezte Bonifacius die vorgelesene Bibelstelle in's Deutsche, und hielt über dieselbe eine eindringliche Anrede an die Tischgesellschaft. Seine Worte drangen mit solcher Kraft in das Herz des Jünglings ein, daß er augenblicklich seiner Ruhme erklärte, mit diesem Manne wolle er gehen, um von ihm die heil. Schrift verstehen zu lernen. Die Aebtissin tat alles, was sie konnte, um dem Jüngling seinen raschen Entschluß auszureden. Sie stellte ihm vor, er kenne ja den Mann noch gar nicht und wisse nicht, wohin er zu gehen im Sinne habe. Allein Gregor blieb bei seinem Vorsatz und sprach zu seiner Ruhme: „Wenn du mir kein Pferd geben willst, mit ihm zu reiten, so folge ich ihm zu Fuße nach.“ Da merkte die Aebtissin, daß ein höherer Zug das Herz des Jünglings bewege; sie gab ihm daher ein Pferd und einen Knecht und ließ ihn mit dem Fremdling weiter ziehen. Von der Zeit an begleitete Gregor den Apostel der Deutschen auf allen seinen Wanderungen und theilte mit ihm alle Gefahren und Mühseligkeiten. Auch auf seiner letzten Reise nach Friesland war Gregor in seinem Gefolge und wurde von ihm zum Abt der blühenden Klosterschule in Utrecht eingesetzt. Als Bonifacius zu dem Feste ging, das mit seinem Tode endigte, befahl er ihm in Utrecht zurückzubleiben und so wurde er für die Kirche Christi erhalten. Er bildete eine große Anzahl frommer Schüler zu Boten des Heils für die nördlichen Völker von Europa. Jünglinge aus Frankreich, England, Friesland, Thüringen und Sachsen strömten in großer Anzahl bei ihm zusammen, um christliche Erziehung und Belehrung von ihm zu erhalten. Er wurde von seinen Schülern

innig geliebt und kannte selbst keine größere Freude, als wenn er sehen durfte, wie der ausgestreute Same des göttlichen Wortes aufkeimte und Früchte trug.

Das war der Mann, welchem Diudger in Pflege und Unterricht übergeben wurde, um von ihm für den Dienst des Herrn auferzogen und gebildet zu werden. Ein besserer wäre wohl damals weit und breit kaum zu finden gewesen. Gregor nahm den Jüngling auf's freundlichste auf, und merkte bald an seiner ungemeynen Lernbegierde, an seinem stillen, denkenden Geiste, daß er ihn nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe beurtheilen dürfe; er unterrichtete ihn daher mit besonderer Sorgfalt und fand seine Mühe bald reichlich belohnt. „Diudger“ — so heißt es in seiner Lebensbeschreibung — „wuchs heran in der Furcht des Herrn, legte seine weltliche Kleidung ab und widmete sich gänzlich dem Studium der geistlichen Kunst.“ Gebet und Gottesdienst, Unterricht und Bibellesen, und als er einmal schreiben konnte, Abschreiben der heiligen Schrift — das waren seine täglichen Beschäftigungen. Unter seinen Mitschülern waren manche edle und geschickte Jünglinge, und einige von ihnen sind nachher Bischöfe und Lehrer der Kirche geworden. Sie hatten ihn alle sehr lieb, denn er hatte in seinem Wesen eine ungemeyne Sanftmut, stets ein heiteres Angesicht, obwohl er sehr schweigsam und ernsthaft war. In seinem Betragen war er sehr vorsichtig, hütete sich vor übereilten Worten, die so oft Unheil anrichten, und hatte eine besondere Gabe der Selbstbeherrschung. Ueberdies war er immer aufmerksam, um seinem Lehrer oder seinen Mitschülern Dienste zu leisten und Gefälligkeit zu erweisen, die man weder

forderte noch erwartete. Seine größte Freude war, daß er nun zu dem lange ersehnten Glücke gelangte, die Sprache verstehen zu lernen, in welcher seine Bibel geschrieben war und somit die Bibel selbst lesen zu dürfen. Es wollte ihm immer zu langsam gehen, denn auch wenn man fleißig und eifrig ist, kommt man doch nicht auf einmal, sondern nur nach und nach in den Besitz einer Sprache oder irgend einer andern Wissenschaft. — Zwei Knaben standen am Fuße eines hohen Berges und auf dem Berge oben stand ein schönes Schloß, in welches sie eingeladen waren. Daß der Berg hoch war, habe ich schon gesagt; aber er war auch steil: und während Odo bedächtigen Schrittes, stets vor sich hin auf den Weg blickend, den Berg hinan stieg, stand Eudo immer noch unten und maß mit den Augen die Höhe des Berges. Er meinte, das Beste wäre, wenn man mit einem Sprung auf den Gipfel kommen könnte, dann hätte man das mühsame, langweilige Steigen nicht nötig. Er versuchte es aber nicht, einen solchen Sprung zu machen, weil er schon zum Voraus wußte, daß es nicht gehe. Wollte er hinaufkommen, so mußte er sich am Ende doch auch dazu verstellen, das Steigen zu probieren. Unterwegs stellte er sich oft hin, blickte zurück, wie viel des Weges er schon hinter sich habe und dann wieder aufwärts, und lamentierte, daß es noch so weit hinauf sei. Endlich kam er müde und abgearbeitet auch auf der Höhe an, wo Odo schon lange auf ihn wartete, und sich bereits erquickt und ausgeruht hatte. — Lindger machte es weder wie Eudo noch wie Odo. Er nahm einen eifrigen Anlauf, merkte aber bald, daß er ganz außer Atem kommen würde, wenn er so fortmachen wollte. Von Zeit zu Zeit

blickte er — nicht zurück, sondern aufwärts, und wenn er sah, daß noch eine gute Strecke Wegs vor ihm war, so nahm er einen frischen Anlauf und beschleunigte seine Schritte. So kam er bei Zeit auf die Höhe. Ich hoffe, ihr werdet mich verstehen, wie ich's meine. — Judger hatte als Knabe so viele Geschichten aus der Bibel erzählen hören, und hatte sich in Gedanken ganz in den Kreis der heiligen Männer hineingelebt, von denen in diesem wichtigsten und schönsten aller Bücher geschrieben steht. Man hatte ihm gesagt, wenn er einmal Latein gelernt habe, dann könne er alle diese Geschichten und noch viele andere ganz ausführlich selber in der Bibel lesen. Nun könnet ihr euch wohl denken, mit welchem Verlangen er auf die Zeit wartete, wo er seine lateinische Bibel so gut verstehen konnte, wie ihr eure deutsche. Es ist eben doch etwas anderes, eine Geschichte hören, oder sie selbst lesen, besonders wenn vom Worte Gottes die Rede ist, wo nichts Ueberflüssiges steht. Es ist auch etwas anderes, sich eine Gegend, eine Aussicht, eine große Stadt beschreiben lassen, oder sie selber sehen. Viele Reisende hatten mir schon von den Schiffen des Meeres erzählt, ich hatte viele Beschreibungen derselben gelesen, viele Abbildungen gesehen; ich stellte mir sie großmächtig vor; aber als ich einmal Meerschiffe sah, da waren sie doch ganz anders, viel größer, viel riesenhafter, als ich sie mir gedacht hatte. Ebenso ging mir's mit dem Meere selbst. Ich hatte den Bodensee: den Zürichersee und andere große Seen der Schweiz gesehen, und dachte, wenn man sich diese noch verlängert und erweitert vorstelle, so müssen sie viele Ähnlichkeit mit dem Meere haben. Als ich aber das Meer selbst sah mit seinen majestätischen Wogen, mit seiner

endlosen Wölbung, da verschwanden alle früheren Bilder wie kleine Lichtlein vor der Sonne und ich merkte wohl, daß man sich das Meer nicht richtig vorstellen kann, wenn man es nicht selbst gesehen hat. So ging's auch unserem Lindger, als er es endlich so weit gebracht hatte, die Bibel mit Verstand und Genuß lesen zu können. Es war ihm, als er in diese reiche Schatzkammer hineinblickte, gerade so zu Mut, wie der Königin von Saba, als sie Salomons Reichtümer und Weisheit gesehen hatte. Sie sprach zu Salomo: „Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehört habe von deinem Wesen und von deiner Weisheit. Und ich habe es nicht wollen glauben, bis ich gekommen bin und habe es mit meinen Augen gesehen. Und siehe, es ist mir nicht die Hälfte gesagt. Du hast mehr Weisheit und Gutes, als das Gerücht ist, das ich gehört habe.“ Was sie aber dann hinzusetzte: „Selig sind deine Leute und deine Knechte, die allezeit vor dir stehen, und deine Weisheit hören,“ — das durfte Lindger auch bei dem Worte Gottes erfahren. Wenn er es erst in einer so lebendigen und kräftigen Uebersetzung, wie unsere deutsche von Luther ist, hätte lesen können: das wäre ein rechter Genuß für ein so begieriges und aufmerksames Gemüt gewesen. Ich hätte es ihm wohl gönnen mögen.

Der ehrwürdige Gregor sah es mit Freuden, daß Lindger die heil. Schrift nicht bloß deswegen las, weil dies zu seiner täglichen Aufgabe gehörte, sondern weil er wirklich die größte Freude daran hatte und die Stunden für die seligsten hielt, die er im Umgang mit seiner Bibel zubringen durfte. Lindger hatte jetzt nur einen Wunsch, nämlich: eine eigene Bibel zu besitzen, und das wollte damals etwas

heißen, wo man noch keine gedruckte Bücher hatte, sondern nur geschriebene. Denket euch, wie lange Zeit würdet ihr brauchen, bis ihr eine Bibel abgeschrieben hättet! aber Lindger hatte den Mut, ein solches großes Werk zu unternehmen. Sein Vater, der ihn sehr liebte, und von ihm hoffte, er werde einst ein gefegneter Arbeiter im Weinberge Christi werden, schaffte ihm das Pergament dazu an, und Gregor, der ihn lieb hatte, wie ein eigenes Kind, sprach ihn von manch anderen Geschäften frei, um ihm zu dieser Arbeit, die er vollkommen billigte, mehr Zeit zu lassen. Vielleicht dachte er auch, sein Feueereifer werde sich bald abkühlen, wenn er das mühsame und langweilige dieser Arbeit einmal recht verschmeckt habe. Denn das Schreiben ging damals nicht so schnell als jetzt; die Buchstaben waren mehr gemalt als geschrieben, und alle Anfangsbuchstaben wurden ohnedies mit besonderem Fleiße ausgefertigt. Allein Lindger war keiner von denen, die in jugendlicher Hitze etwas rasch anfangen, und dann bald ermüden; er war sehr beharrlich und saß täglich mehrere Stunden bei dieser ihm so angenehmen Arbeit und hartete mit Freuden der Zeit, da er sie zu Ende bringen würde.

Gerade war das Neue Testament, mit welchem er den Anfang gemacht hatte, fertig geworden, als ein gewisser Alubert aus England herüberkam und sich bei Gregor meldete, um von ihm eine Anweisung zu erhalten, in welchem Teile von Friesland oder Sachsen ein geeigneter Ort für ihn zu finden wäre, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Gregor freute sich, so unerwartet einen rüstigen Gehilfen auf dem schwierigen Arbeitsfelde zu finden, wünschte aber, daß er sich vorher die bischöfliche

Weihe zu seinem Amt erteilen lassen möchte. Alubert willigte ein und erklärte dem Abt, damit er nicht glaube, als wäre er ohne Genehmigung seiner kirchlichen Vorgesetzten an dieses Unternehmen gegangen, so wolle er nach England zurückgehen und sich von seinem Bischof weihen lassen. Er bat denn den Abt, ihm einige von seinen Klosterbrüdern mitzugeben, damit sie zugleich mit ihm die Weihe zum Priesteramt empfangen. Liudger hatte sich von Anfang an eng an Alubert angeschlossen, und Alubert hatte ihm von dem berühmten Kirchenlehrer Alcuin in York, der späterhin der Vertraute und Gehilfe Kaiser Karls des Großen geworden ist, viel erzählt, was er für ein geschickter Lehrer und für ein frommer Mann sei. Da erwachte alsbald in Liudgers Herzen, der immer nur an's Weiterkommen dachte, der Wunsch, diesen ausgezeichneten Mann auch kennen zu lernen und durch ihn in der Erkenntnis der Wahrheit weiter gefördert zu werden. Da es nun beschlossen war, daß einige Brüder mit Alubert nach England reisen sollten; so war Liudger der erste, der sich bei seinem geliebten Lehrer meldete, um die Erlaubnis zu dieser Reise zu erhalten. Gregor machte auch gar keine Schwierigkeit, ihm diese Erlaubnis zu erteilen, denn er gönnte diesem seinem gehorsamen und fleißigen Zögling vor allen die gute Gelegenheit, weitere Kenntnisse zu sammeln, und sich im Glauben stärken zu lassen. Er sandte auch noch einen älteren Bruder namens Sigibod mit, und so nahm denn Liudger Abschied von seinen teuren Eltern, bei welchen es manche Träne kostete, daß sie ihn so weit sollten wegziehen sehen, obwohl sie ihm die Freude von Herzen gönnten, die bei der Aussicht auf eine so reichliche Ernte

geistlicher Güter ihm aus den Augen strahlte. Nach einer glücklichen Seereise landeten sie in England, grüßten die dortigen Christen, welche erfreut waren, solche reife Lehren von dem Akerfelde ihres Landsmanns Willibrord zu erblicken, und begaben sich zum Bischof. Hier wurde Alubert zum Bischof, Sigibot zum Presbyter und Liudger zum Diakon ordinirt. Aber wichtiger als dies war ihm der Umgang mit Alcuin, an den er sich innig angeschlossen, und dessen Unterricht er mit der größten Begierde benützte. Wo ihm etwas in der heiligen Schrift dunkel war, ließ er sich von Alcuin Aufschluß erteilen, und die Fragen gingen ihm nie aus, so wenig als seinem Lehrer die Geduld, auf seine Fragen zu antworten. Gern wäre Liudger noch länger geblieben um den Unterricht Alcuins zu benützen, denn in England waren damals die besten Unterrichtsanstalten und Alcuin war der gebildetste und gelehrteste Mann seiner Zeit. Allein, nachdem ein Jahr herum war, drangen seine Begleiter auf die Abreise; auf länger hatte er auch von Gregor nicht die Erlaubnis erhalten, und gehorsam zu sein, war er von Jugend auf gewöhnt. So reisten sie denn nach Utrecht zurück und kamen wohlbehalten daselbst an. Aber dem Liudger war es, wie einem, der aus einem lieblichen Traum aufgeweckt, oder von einer erquickenden Mahlzeit abgerufen worden ist: er sehnte sich immer zurück nach York und seinem trefflichen Lehrer Alcuin. Anstatt sich nach und nach zu verlieren, wie das Heimweh, nahm diese Sehnsucht immer mehr zu, wie der Hunger und er konnte endlich seinen Wunsch nicht mehr unterdrücken, sondern trug ihn seinem Vorsteher Gregor vor. Allein so gern Gregor es das erste Mal ge-

sehen hatte, daß sein geliebter Schüler an einer so lehrreichen Reise teilnahm, so konnte er sich doch diesmal nicht entschließen, ihm seine Bitte zu erfüllen und schlug sie geradezu ab. Wahrscheinlich dachte der fromme Abt, Liudger würde durch die Anhänglichkeit an Alcuin sich so an England fesseln lassen, daß er gar nicht mehr in sein Vaterland zurückkäme, das doch der rüstigen und geschickten Arbeiter so sehr bedurfte. Und da dem Abt die Sorge für die vaterländische Kirche in Friesland zuerst am Herzen lag, und Liudger auch seinen Landsleuten vor allen andern seine Dienste schuldig war, so konnte man es dem vorsichtigen Manne nicht verargen, daß er in das Begehren des Jünglings nicht einwilligen wollte. Da nun Gregor sah, daß Liudger durch keine Vorstellungen von seinem Wunsche abzubringen und zu beruhigen war, ob er gleich durchaus nicht im Eigensinn handeln wollte, sondern sich der Entscheidung seines Vorgesetzten unterwarf, so nahm er den Vater desselben, Thiatgrim, zu Hilfe und hoffte, durch dessen Zureden werde sich der junge Mann überreden lassen, dazubleiben. Thiatgrim tat sein möglichstes, aber Liudger überwand beide durch sein inständiges Bitten, so daß endlich der Abt sowohl als der Vater ihre Einwilligung gaben, denn sie dachten, wenn dieser mächtige Trieb, in welchem man nichts Unlauteres entdecken konnte, von Gott gewirkt sei und Gott etwas Besonderes durch diese Reise bezwecken wolle, so würden sie nicht recht tun, wenn sie mit Gewalt ihm den Weg verbauen wollten. So reiste also Liudger zum zweiten Mal nach England ab und als er wieder in York und bei seinem hochgeschätzten Lehrer Alcuin angelangt war, so kehrte Ruhe in

seine Seele zurück und er fühlte, daß er am rechten Orte sei. Je schwerer es ihm aber geworden war, die Erlaubnis zu dieser Reise zu erhalten, desto mehr fühlte er sich verpflichtet, seine Zeit gewissenhaft zu benützen und von dem Quell der Erkenntnis, der ihm eröffnet war, nichts verloren gehen zu lassen. In der Büchersammlung in York fand er auch die Schriften der Kirchenväter, des Tertulianus, Chrysostomus, Augustinus und anderer, und es verschaffte ihm einen reichen Genuß, die Gesinnungen und Erfahrungen dieser großen Glaubensmänner kennen zu lernen. Dabei erwarb er sich durch sein demüthiges und sanftmüthiges Betragen, durch seinen frommen Eifer und seinen stillen Ernst die allgemeine Gunst u. Achtung und die Besorgnis des Abts Gregor in Utrecht schien in der That nicht grundlos gewesen zu sein, denn Luidger machte durchaus keine Miene, in sein Vaterland zurückkehren zu wollen. Aber im Räte Gottes war es anders beschlossen. Luidger sollte nun auch als tätiger Arbeiter in seinem Weinberge eintreten, nachdem er eine schöne Zeit der Vorbereitung gehabt und fleißig und treu benützt hatte. Wer sein Leben lang Steine sammeln wollte, der käme nie zum Bauen, wer immer nur Saatkorn ausdreschen wollte, käme nie zum Säen. Das Lernen ist freilich noch bequemer als das Ausüben und Anwenden des Gelernten; aber zu diesem muß es ja doch kommen, wenn jenes nicht vergeblich sein soll. Ueberdies geht auch unter der Arbeit das Lernen nie aus, vielmehr erst recht an, denn was wir aus Erfahrung lernen, ist mehr wert, als was man aus Büchern lernt, das Buch der Bücher ausgenommen. Wie bald Luidger zu dieser Erkenntnis gekommen, wie bald er sich entschlossen haben würde,

den Stab, von dem er, wie Jonathan (1. Sam. 14, 27), bisher nur Honig geleckt hatte, nun auch einmal umzukehren und als Pilgerstab zu gebrauchen, das ist nicht zu bestimmen. Aber bei seinem demüthigen Gedanken von sich selbst, von seiner Tüchtigkeit und Reife zum Missionswerk, ist es wahrscheinlich, daß er noch länger gezögert haben würde, in die Reihen der Streiter einzutreten, wenn nicht Gott selbst dazwischen gekommen wäre und ihm einen verständlichen Wink gegeben hätte, daß jetzt die Zeit der Ruhe für ihn vorbei sei und die Zeit des Kampfes beginne.

Schon war Lindger vierthalf Jahre als Schüler zu den Füßen Alcuins gesessen, als ein Krieg zwischen den Bewohnern von Northumberland, wo York liegt, und den Leuten einer benachbarten Provinz ausbrach. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß unglücklicherweise der Sohn eines northumbrischen Grafen von einem friesischen Handelsmann, mit dem er in Streit geraten war, erschlagen wurde. Nun hatten die Friesländer, deren sich des Handels halber manche in England aufhielten, keine Sicherheit mehr daselbst zu hoffen; sie mußten fürchten, von den Verwandten des umgebrachten Jünglings aus Rache getödet zu werden. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als England eilends zu verlassen, und auch Lindger wurde von seinen Freunden dringend aufgefordert, sich an sie anzuschließen, da man nicht imstande sei, ihn zu beschützen. Alcuin gab ihm seinen Diakon Putul mit, denn er fürchtete, der junge Mann möchte sich durch seine unersättliche Lernbegierde verleiten lassen, in einer anderen Stadt in England einen Aufenthalt zu suchen und sein Leben, für das Lindger eben nicht sehr ängstlich sorgte, möchte auf

diese Weise in Gefahr geraten. „Ich wollte“, sagte Alcuin, „lieber selber sterben, als daß mein geliebter Sohn Liudger in eine Todesgefahr kommen sollte.“

Eine glückliche Reise brachte diesen wieder in sein Vaterland, obgleich er unterwegs auf dem Schiff sich noch oft nach seinem geliebten England umwendete, das er so ungern verlassen hatte. Einigen Trost gewährte es ihm, daß er eine schöne Anzahl von Büchern dorthier mitbrachte, durch deren Genuß er den Schmerz des Heimweh's zu mildern hoffte. Gregor empfing ihn mit großer Freude; alle seine Freunde waren froh, ihn wiederzuhaben und wie getröstet seine Eltern gewesen sein mögen, als sie die erste Kunde von seiner Ankunft erhielten und als er dann selbst zu ihnen in's Zimmer trat, und ihnen als gereister Mann seinen priesterlichen Segen brachte, — das will ich nicht beschreiben. Ihr möget etwa an Jakob denken, als er aus Mesopotamien wiederkam. Liudger brachte zwar keine Herden mit, aber eine Menge Bücher, die ihm mehr wert waren als Herden; er war nicht so lange entfernt gewesen als Jakob, aber seine Eltern hatten vielleicht ebensowenig Hoffnung gehabt, ihn je wiederzusehen.

IV.

Liudgers Wirksamkeit.

Gregor war alt geworden und sah seinem nahen Lebensende entgegen. Da trat eines Abends in sein Kloster zu Utrecht ein unbekannter Fremdling und eröffnete ihm, daß er gesonnen sei, sein Leben im Dienste Christi unter den wilden Sachsen aufzuopfern. Der Mann war von England herübergekommen, gehörte zu dem Volke der Angelsachsen und hieß Diaf-

wyn. Gregor empfing diesen wackeren Streiter mit aufrichtiger Freude beherbergte ihn eine Zeitlang in seinem Kloster und wies ihm das Land jenseits Pffel als Arbeitsfeld an. Doch ließ er ihn nicht allein ziehen, sondern gab ihm einen Begleiter und Gehilfen namens Marchelm mit, der in jener Gegend schon bekannt war. Sie wurden von einer Frau namens Awerhilde und einigen andern Gläubigen gastfreundlich aufgenommen, predigten unter den umherziehenden Sachsen, und fanden bei einzelnen derselben williges Gehör. In einem kleinen Dorfe bei Deventer, Huilpa genannt, baute man ein kleines Bethaus und da das Häuflein der Gläubigen zunahm eine größere Kirche. Da aber das Volk den Predigten Liawyns zuströmte, wurden die benachbarten Sachsen, welche damals noch im heidnischen Aberglauben versunken, und über jeden Angriff auf ihre vaterländischen Götter eifersüchtig waren, wütend, sammelten eine wilde Rote, trieben die Christen hinweg und verbrannten die Kirche. Bald darauf hielten die Sachsen eine allgemeine Volksversammlung. Liawyn hatte sich in die Wohnung eines angesehenen Mannes namens Foltbert geflüchtet, der sich schon früher freundlich gegen ihn bewiesen hatte. „Du kommst mir gerade recht,“ sagte dieser, „schon längst war ich besorgt um dich und fürchtete für dein Leben. Sage mir, was du jetzt im Sinne hast.“ Liawyn erwiderte: „Wenn Gott Gnade gibt, so gedenke ich, dem sächsischen Landtage beizuwohnen.“ Foltbert warnte ihn wohlmeinend und gab ihm zu bedenken, wie sehr sein Leben dadurch in Gefahr gesetzt werden würde. Aber Liawyn versicherte ihn, daß er keine Erlaubnis habe, zu fliehen; sein König Jesus Christus habe ihm

geboden, als Sein Abgeordneter der Volksversammlung anzuwohnen und Sein Gebot dürfe er nicht übertreten. Vor den Menschen aber fürchte er sich nicht, denn Gott sei ein Helfer. Foltbert konnte nun nichts mehr sagen und Diaswyn erschien in der Versammlung und predigte von dem lebendigen Gotte. Als er geendigt hatte, entstand ein wilder Lärm und die Heiden griffen schon nach Steinen, um ihn zu töten. Da erhob sich einer seiner sächsischen Freunde, Bout, ein angesehenener Mann, und sagte: „Ihr wackern Männer, höret mich! Wenn ein benachbartes Volk seine Abgeordneten auf unsern Landtag sendet, so hören wir sie ruhig an, beraten uns über ihre Aufträge und senden sie mit Geschenken zurück. Warum sollten wir nun diesen Mann verachten, der als Abgeordneter des höchsten Gottes in unsere Mitte tritt? Warum sollten wir ihn sogar mit Steinen zu Tode werfen?“ Diese Rede machte Eindruck auf das Volk und es wurde beschlossen, den Boten Gottes nicht zu beleidigen, sondern mit sicherem Geleite nach dem Friesenlande zurückzusenden. Diaswyn kehrte zu Gregor zurück. Da aber bald darauf die neubekehrten Sachsen an der Stelle der niedergebrannten Kirche eine andere aufbauten, suchte auch er seine Arbeitsstätte wieder auf, und verkündete den dortigen Sachsen den Weg des Heils, bis er nach kurzer Laufbahn von dem himmlischen Oberhirten abgefordert und in seiner Kirche begraben wurde. Kaum war Diaswyn gestorben, so stürmten die wilden Sachsen auf's neue heran, verbrannten die Kirche zum zweitenmal und suchten seinen Leichnam drei Tage lang, konnten ihn aber nicht finden. So schien das Werk Gottes unter dem Sachsenvolke abermals vertilgt und es war wenig Hoffnung zu seiner Wiedererneuerung vorhanden.

Denn in dieser Zeit war auch Gregor, der Führer und Ratgeber aller Arbeiter in diesem Teil des großen Weinbergs Christi, zu seiner Ruhe eingegangen. Als er in seinen letzten Tagen, am ganzen Körper gelähmt, seine Zeit auf seinem Lager zubringen mußte, sammelten sich seine Schüler um ihn her, um sich mit ihm im Worte Gottes zu erbauen. Und als die Todesstunde ihres geliebten Lehrers herannahte, standen sie, und unter ihnen namentlich Liudger, weinend um sein Sterbebette und lispelten einander in's Ohr: „Den heutigen Tag könnte er noch überleben.“ Der edle Greis — er war 70 Jahre alt — sammelte seine letzten Kräfte, segnete sie noch einmal und sprach: „Heute müßt ihr mir Urlaub geben.“ Er ließ sich nun von seinen Schülern in die Kirche vor den Altar tragen, betete noch auf den Knien, empfing das heilige Abendmahl und gab den Geist auf. Es war im August 776.

Gregor hatte noch vor seinem Tode seinen Neffen Alberich zum Nachfolger in seinem Amte verordnet, der mit Liudger von Jugend auf durch herzliche Liebe verbunden war. Alberich beschloß, seinen Freund, der so schöne Gaben zum Predigtamt besaß, und mit so vielen Kenntnissen bereichert aus England zurückgekommen war, nicht mehr länger in Untätigkeit zu lassen, während noch so manche Stelle unbefetzt war. Besonders lag ihm das verbrannte Kirchlein im Sachsenlande am Herzen, unter dessen Asche Diafwyn's Leichnam ruhte, und wenn er sich im Kreis der jungen Männer umsah, die ausgesendet werden konnten, so wußte er unter ihnen keinen zu finden, der zur Erneuerung der Mission

in Sachsen besser getaugt hätte, als Lindger. Er forderte daher diesen auf, Liawyn's Stelle zu be-
setzen und über seinem Grabe wieder eine Kirche auf-
zubauen. Lindger, der bisher bloß durch das Ge-
fühl seiner Unvollkommenheit, keineswegs durch
Scheu vor der Arbeit, sich hatte abhalten lassen,
einen Ort für seine Wirksamkeit zu suchen, folgte
mit Freuden einem so bestimmten Rufe seines Vor-
gesetzten und begab sich auf den Weg nach dem
Sachsendörflein, wo er die zerstreuten Gläubigen,
die sich vormals um Liawyn gesammelt hatten,
wieder vereinigte und die Kirche wieder baute. Aber
kaum war dies geschehen, so erhielt er von Alberich
die Anweisung, er solle einen seiner Gehilfen bei
diesem Kirchlein zurücklassen, um den Gläubigen da-
selbst geistliche Speise auszuteilen, er selbst aber solle
mit einigen andern Knechten Gottes im Friesen-
lande umherziehen, um die Heidentempel und Götzen-
bilder, die sich noch hie und da vorfanden, zu zer-
stören. Natürlich geschah dies unter dem Schutze
einer christlichen Obrigkeit; sonst hätte es ihnen
schlimm gehen können, auf jeden Fall aber war es
ein gefahrvoller Auftrag. Doch Gefahr pflegte Lind-
ger nicht zu fürchten, wo er im Dienste seines himm-
lischen Meisters arbeitete; er führte seinen Auftrag
glücklich aus und fand ungesucht und unerwartet
in den Tempeln, welche der Erde gleichgemacht wur-
den, einen großen Schatz, welchen sie dem Abt in
Utrecht brachten. Dieser machte natürlich keine An-
sprüche auf einen solchen Besitz, und lieferte den
Schatz dem König Karl aus, der zwei Drittel für
sich behielt und das letzte Drittel dem Abt Abe-
rich für die Bedürfnisse seiner Klosterschule zu-
kommen ließ.

Bald darauf wurde Alberich in Oßn zum Bischofe geweiht und ließ zu gleicher Zeit seinen Freund Liudger zum Presbyter ordinieren. Dann übergab er ihm die Predigerstelle zu Ostrach, wo Bonifacius den Märtyrertod erlitten hatte. Und da sich Alberichs Geschäftskreis und Kirchensprengel nun bedeutend erweitert hatte, traf er in der Klosterschule zu Utrecht, welche immer noch die einzige Bildungsanstalt in jener Gegend für dereinstige Prediger des Evangeliums war, die Einrichtung, daß er selbst in den drei Frühlingsmonaten die Aufsicht über die Studien und den Lebenswandel der Zöglinge führte; im Sommer verwaltete sein Presbyter Adalger dieses Amt drei Monate lang, im Herbst Liudger und in den Wintermonaten der Presbyter Thiatbrat. Hier hatte nun Liudger, wenn die Reihe ihn traf, die schönste Gelegenheit, von den mannigfachen Kenntnissen, die er sich in England gesammelt hatte, einen zweckmäßigen und gesegneten Gebrauch zu machen. Die Zöglinge liebten ihn auch ungemein, und wie sich die Schüler bei uns auf den Herbst freuen, weil sie da einige Wochen frei haben und keine Schule besuchen brauchen, so freuten sich die Klosterschüler in Utrecht auf den Herbst, weil da der sanftmütige und kenntnisreiche Liudger zu kommen pflegte, dessen Unterricht bei ihnen sowohl wegen des reichen Inhaltes, als auch wegen seiner freundlichen Lehrart besonders beliebt war. Um diese Zeit träumte Liudger, sein ehrwürdiger Lehrer Gregor sei ihm erschienen und habe ihm freundlich gerufen: „Bruder Liudger, folge mir!“ Liudger stieg mit ihm auf einen Hügel und da warf Gregor viele einzelne Stücke Pergament und Tuch vor ihn hin und sprach zu ihm: „Sammele sie zu Haufen!“ Liudger brachte

drei große Haufen zusammen und nun verschwand Gregor mit den Worten: „Theile alles gut ein im Werke des Herrn und du sollst die Fülle haben!“ Hierauf erwachte Liudger und erzählte den Traum seinem Mitarbeiter Marchelm. Dieser deutete ihn also: „Die drei Haufen, die du gemacht hast, bedeuten dreierlei Völkerschaften, welche deiner geistlichen Pflege werden anvertraut werden.“ — „Ach!“ erwiderte Liudger, „wenn ich nur, wo es auch sein mag, dem Herrn einige Frucht schaffen darf!“

Sieben Jahre lang hatte Liudger auf diese Weise dem Herrn gedient, indem er bald bei seiner Gemeinde in Ostrach und unter den benachbarten Friesen und Sachsen das Evangelium predigte, bald in der Klosterschule zu Utrecht das Lehramt verwaltete und so in doppeltem Segen stand. Da brachen die wilden Sachsen herein und verwüsteten seinen Garten so, daß der Gärtner genötigt war, ihn für eine Zeitlang zu verlassen. Von Anbeginn an hatten die Sachsen mißtrauisch und feindselig auf die Verbreitung des Christentums geblickt und sich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen desselben in ihr Land gewehrt. Sie waren nämlich der Meinung, mit ihrer heidnischen Religion würde auch ihre Freiheit, auf welche sie alles setzten, verloren gehen. Sie sahen es daher gar nicht gern, daß die christliche Kirche sich bei ihren Nachbarn, den Friesen, immer mehr ausbreitete und befestigte und hätten sie nicht vor der Macht Karls des Großen Respekt haben müssen, so würden sie schon früher einen Versuch gemacht haben, das Christentum aus Friesland zu verjagen. Allein Karl hatte immer ein scharfes Auge auf sie. Schon im Jahre 772 überzog er sie mit Krieg, weil sie

ihre Nachbarn stets beunruhigten, und dem Christentum, wo sie konnten, Schaden zufügten. Damals wurde die feste Burg der Sachsen erobert, in welcher die hochverehrte Irmensäule stand, ein steinernes Bild ihres Kriegsgottes, das in der rechten Hand eine Fahne, und in der Linken eine Wage hielt, auf der Brust mit einem Bären, und auf dem Schild mit einem Löwen bezeichnet war. Diese Irmensäule ließ Karl zerstören. Aber kaum war er mit seinem Heere wieder abgezogen, so fielen die Sachsen schon wieder in Hessen und Thüringen ein und verbreiteten weit umher Mord und Brand. Karl war zu der Zeit in Italien und konnte seinen deutschen Landen nicht zu Hilfe kommen. Als er aber 776 von Italien zurückkam, war sein erstes, die Sachsen für ihre Ruchlosigkeit zu züchtigen und das tat er auch so nachdrücklich, daß sich viele von ihnen an den Quellen des Lippeflusses und im folgenden Jahre am Patrabrunnen (Paderborn) taufen ließen. Aber so wild und zügellos war dies Sachsenvolk, daß auch solche schwere Demütigungen ihren Sinn nicht beugen konnten. Wenige Jahre darauf stürmten sie unter Führung ihres tapferen Kriegshauptmanns Wittekind auf's neue daher und schienen den Vorfaß zu haben, das Christentum an allen ihren Grenzen auszurotten, wie wenn es eine Pestilenz wäre, deren Ansteckung man zu fürchten hätte. Zuerst brachen sie in Friesland ein, verbrannten die Kirchen, verfolgten die Prediger und Missionare, errichteten Gözenbilder und Gözentempel und nötigten die Friesen, den Gözen zu opfern. So führten sie im ganzen Lande bis hinab zum Südersee statt des Christentums die Abgötterei wieder ein. Als König Karl davon hörte, war er sehr unwillig, daß dieses Volk

so wortbrüchig und meineidig handelte und beschloß, sie noch härter zu züchtigen und gänzlich zu unterjochen, weil sonst keine Ruhe zu hoffen wäre. So kamen sie gerade dadurch, daß sie dem wahren, lebendigen Gott sich nicht unterwerfen wollten, um ihre Freiheit, deren Genuß ihnen ungestört verblieben wäre, wenn sie sich freiwillig das Joch Christi hätten auflegen lassen. Wittekind selbst ließ sich, nachdem ihn Karl überwunden hatte, taufen, und so wurde es auf eine Zeitlang Ruhe.

Unterdessen hatte sich Liudger gleich bei dem ersten Sturm von seiner Gemeinde flüchten und sie den Verwüstungen der Sachsen überlassen müssen. Er begab sich nach Utrecht. Allein um dieselbe Zeit starb auch der Bischof Alberich und in Friesland war für einen Arbeiter, wie Liudger, keine bleibende Stätte mehr zu finden. Er beschloß daher, dem Sturme eine Weile auszuweichen und einen Besuch in dem Kloster zu Monte-Casino im Neapolitanischen zu machen. Er nahm zwei Zöglinge der Schule in Utrecht, seinen leiblichen Bruder Hildegrim und einen andern, namens Gerbert, mit sich, und trat im Jahr 782 die Reise an. Sie zogen am linken Rheinufer hinauf und besuchten die Klöster und Kirchen in Köln und anderen Rheinstädten. Damals stand schon die Mauritiuskirche, welche noch jetzt zu sehen ist und die Kirche zu St. Maria in Capitolio war damals ganz neu. Plektrude, die Gemahlin Pipins, hatte sie erbauen lassen und an dem Chor wurde, als Liudger diese Kirche sah, eben noch gearbeitet. Es ist doch eine eigene Empfindung, wenn man in eine solche Kirche tritt, in welcher schon seit tausend Jahren die Christen ihre Andacht verrichtet haben. Wie viele Kniee haben sich hier

gebeugt, wie viele Seufzer sind hier aus beklemmten Herzen emporgestiegen, wie viele Tränen sind geflossen! Da wurde manches Kind hereingetragen und getauft, das nachher als Greis seine letzten Gebete in demselben Hause darbrachte. Und dasselbe ist es ja mit allen unsern alten Kirchen. Kaum sind wir geboren, so trägt man uns, noch ehe wir darnach verlangen oder etwas davon verstehen, in die altergraue Kirche hinein, um uns in den Bund mit Gott aufzunehmen, dessen Barmherzigkeit über uns schon im Mutterleibe gewaltet hat, und sich uns schon so frühzeitig mit großen Verheißungen anbietet. Da hören wir dann später das Wort Gottes, und die freundliche Einladung des Heilands an alle Sünder, zu Ihm zu kommen, um Seiner Gnade theilhaftig zu werden. Da werden wir auf's Feielichste aufgefordert, unsern Taufbund öffentlich zu erneuern und wiederholt Treue zu versprechen Dem, der uns unabänderlich treu ist. Endlich, nachdem wir so manches unserer Lieben und Nachbarn aus unserem Kreise haben scheiden sehen, kommt die Reihe auch an uns. Unsere Stelle in der Kirche wird leer und zum letzten Mal, nachdem unsere irdische Hülle in dem stillen Schoß der Erde zur Ruhe gekommen ist, nennt der Prediger in der Leichenrede unseren Namen an der heiligen Stätte. Andere treten an unsere Statt und nach hundert Jahren ist keiner mehr von denen, die unserem Leichenzuge sich angeschlossen haben, zu sehen; aber die Kirche steht noch unverändert, ein schönes Bild von der unwandelbaren Treue und Gnade Gottes, die auch die ältesten steinernen Kirchen überdauert, wie sie uns überdauert haben. Hätte ich damals, als ich in der Mauritiuskirche in Köln war, schon gewußt, daß

Liudger an dieser Stätte tausend Jahre zuvor seine Andacht gehalten habe, so hätte ich wohl auch an ihn gedacht. Und wie ganz anders sah es zu der Zeit in der Umgebung dieser Kirche aus! Köln war zwar schon von der Römerzeit her eine bedeutende Stadt, aber alle die großen herrlichen Kirchen, die man jetzt dort sieht, und unter denen der auch in seiner nun vollendeten Gestalt so majestätische Dom hoch hervorragt, standen noch nicht, und von denen, welche schon standen, ist, die zwei genannten Gebäude ausgenommen, nicht die geringste Spur mehr übrig geblieben.

Von Köln ging es über Koblenz, wo die fränkischen Könige jener Zeit ihre Hofstatt hielten und wo schon die uralte Kirche zum heiligen Florin stand, an Nieder-Zingelheim vorbei, welches späterhin der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen wurde, nach Mainz, der alten Römerstadt, und dann ohne Aufenthalt über Speier und Worms nach Straßburg und Basel. Von da stiegen sie über die hohen Schweizeralpen, hinab in das schöne blühende Italien, zuerst nach Mailand. Hier erinnerte sich Liudger an den Bischof Ambrosius, der 400 Jahre vorher dort gestorben war, und dessen Schriften er bei Alcuin in York kennen gelernt hatte. Und nun eilten sie mit großen Erwartungen nach Rom, dem Hauptsitz der christlichen Kirche in jener Zeit. Hadrian I. war damals Bischof in Rom und nahm den frommen Liudger, der ihm als ein eifriger Arbeiter unter den Heiden empfohlen war, sehr freundlich auf. Aber die großen Erwartungen unserer Reisenden, welche sich auf ihrem Wege so oft über den großen Verfall der Kirche betrübt und gehofft hatten, in Rom das Bessere zu treffen, wurden sehr

herabgestimmt, als sie sich in dieser großen Stadt, dem Sitze des vornehmsten Bischofs der Christenheit, ein wenig umsahen. Die vornehmen Geistlichen und Priester waren zum Theil sehr unwissend, zum Theil lebten sie in der größten Sittenlosigkeit und in den Klöstern fanden sie mehr Müßiggänger und Schwelger als fromme und gelehrte Männer. Das Volk war natürlich, da die Kirchenlehrer ein so schlechtes Beispiel gaben, auch nicht besser. Alles war in einen leeren Zeremonien- und Bilderdienst ausgeartet. Das junge frische Christentum in Friesland und Sachsen sah aus wie eine eben aufgehende Blüte; in Rom aber wie eine welkgewordene, auf welcher allerlei Ungeziefer nistet. Luidger hielt sich daher auch nicht lange in Rom auf, sondern eilte nach dem Kloster der Benediktiner auf dem Berge Casino in Benevent, von deren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit er schon manches gehört hatte. Benedikt von Nursia hatte dieses Kloster um's Jahr 529 gestiftet. In seiner Jugend brachte er etliche Jahre in der fürchterlichen Höhle einer Einöde zu, ohne daß jemand seinen Aufenthalt wußte, außer einem Freunde, der ihm die nötigen Nahrungsmittel an einem Stricke hinunterzulassen pflegte. Späterhin baute er dann auf dem Berge Casino das Klostergebäude, dessen Bewohner sich theils mit der Landwirtschaft, theils mit Handwerken und Arzneikunde, theils mit Abschreiben der heil. Schrift und anderer christlicher Bücher beschäftigten. Kurze Zeit vorher, ehe Luidger dieses Kloster besuchte, hatte es einen sehr vornehmen Bewohner, den fränkischen König Karlmann, den Bruder Pipins, welcher letzterer der Vater Karls des Großen gewesen ist. Ob ihm das Regieren entleibet war, oder ob ihn Bonifacius dazu bewogen

hat, weiß ich nicht, kurz: im Jahr 774 entschloß sich Karlmann, das Königein aufzugeben, und ein Klosterbewohner zu werden, was in jener Zeit unter den Fürsten nicht selten vorkam. Nach einer beschwerlichen Reise kam er in Begleitung einiger Diener zu Rom an und der Bischof Zacharias daselbst war mit seinem Entschluß wohl zufrieden, ließ ihm die Haare scheeren, und weihte ihn selbst zum Priester. Karlmann ließ sich in der Nähe von Rom in einem Kloster nieder, wurde aber durch häufige Besuche von Pilgrimen aus Deutschland, welche nach Rom kamen, so oft beunruhigt und gestört, daß er nicht mehr länger dableiben wollte. Er schlich sich daher heimlich mit einem vertrauten Klosterbruder hinweg, und reiste zu Fuß als unbekannter Fremdling nach dem Kloster auf Monte-Casino. Ihr könnt euch wohl vorstellen, daß das Fußreisen einem Manne, der königliche Bequemlichkeiten gewöhnt war, eben nicht sehr behaglich vorkam; oft sank er auf dem Wege über die Gebirge ermüdet nieder und bat seinen Reisegefährten, ihn eine Stunde ruhen zu lassen. Doch kamen sie endlich nach vielen Beschwerlichkeiten in dem Kloster an, und Karlmann wurde unter einem fremden Namen als Bewohner des Klosters aufgenommen. Niemand dachte von ferne daran, daß ein vormaliger König im Hause sei; man machte wenig Umstände mit ihm und, weil man dachte, er sei sonst zu nichts brauchbar — denn ein Meister im Schreiben mag er wohl nicht gewesen sein — so übertrug man ihm das Amt, die Schafe des Klosters auf den Bergen zu hüten. Es wird euch wohl auch ein König bekannt sein, der die Schafe gehütet hat — er hieß, glaube ich, David —, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob

man vorher Schafhirte gewesen ist und nachher König wird oder umgekehrt. Wenigstens Karlmann muß sich beim Schafhüten ziemlich ungeschickt benommen haben, deswegen ließ man ihn späterhin im Garten arbeiten. Aber war ihm das Hirtenamt beschwerlich, bei welchem er doch nur hin- und herzugehen und müßig dazuliegen hatte, so ging's bei der Gartenarbeit noch schwerer. Da man nun sah, daß der Fremdling zu keiner rechten Arbeit zu brauchen war, so stellte man ihn als Aufwärter in der Küche an und weil in einem Hause, wo alles arbeiten muß, der Wert des Einzelnen nach seiner Geschicklichkeit und Brauchbarkeit zum Arbeiten angeschlagen wird, so kann man sich wohl denken, daß er eben in keiner großen Achtung stand.

Liudger und seine Begleiter fanden natürlich eine bessere Aufnahme; sie waren nicht gekommen, um im Garten oder an irgend einem Handwerk zu arbeiten, sondern sie wollten sich damit beschäftigen, die reiche Büchersammlung des Klosters durchzusehen, das Wichtigste zu lesen, und hie und da etwas für sich abzuschreiben. Damit brachten sie ihre Zeit in der Stille zu, ohne viel Aufsehen zu machen, oder zahlreiche Bekanntschaften zu suchen. Sie hofften, bald wieder in ihre vorigen Wirkungskreise zurückkehren zu dürfen, und wollten die kurze Zeit der Ruhe auf's beste benutzen, und Vorräte sammeln für die lange dürre Zeit, welche sie noch in dem wilden bücherarmen Norden von Deutschland zuzubringen hatten. Nachdem er mit seinen Gefährten dritthalb Jahre sich den Bücherreichtum des Klosters auf Monte-Casino bestens zu Nuze gemacht hatte, erhielt er durch einige Pilgrime die Nachricht, daß die Sachsen besiegt seien und die Ruhe wiederhergestellt. Nun er-

laubte ihm sein Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums nicht mehr, in der Stille zu liegen, während sein Arbeitsfeld verwaist stand, obgleich er nicht müßig war. Er eilte mit Gerbert und Hildegrim nach einem dankbaren Abschied von dem gastfreundlichen Kloster auf den Rückweg, und hatte in kurzer Zeit Rom erreicht. Doch hielt er sich da nicht mehr auf, besonders auch darum, weil ihm nach der dritthalbjährigen stillen Zurückgezogenheit der Anblick des dortigen Sündenlebens noch viel weher tat, als bei seinem ersten Besuche. Die Sorge um die so sichtbar verfallene Kirche drückte sein Herz, und raubte ihm den Genuß der mannigfachen Naturschönheiten, zu welchem die herrliche Gegend, durch die der Weg führt, den Wanderer einladet. In einer einsamen Herberge im Apenninengebirge, wo unsere Reisenden übernachteten, fanden sie einen römischen Priester aus der Gegend, der auch vor einem heftigen Gewitter, welches in der Nähe war, hier eine Zuflucht suchte. Bald waren sie in einem Gespräch begriffen und da Lindger merkte, daß er einen frommen Mann vor sich hatte, dem das Heil der Kirche ernstlich am Herzen lag, so fragte er ihn: „Aber sage mir, mein Bruder, ist denn das Verderben überall so eingerissen, wie ich es in Italien und auch in Deutschland gefunden habe?“ Der Priester erwiderte: „Soweit ich Nachricht habe, ist es in allen Ländern gleich traurig beschaffen und das Verderben hat Priester und Volk, Vornehme und Geringe auf dieselbe Weise ergriffen. Nirgends ist mehr Gottesfurcht und Rechtschaffenheit anzutreffen, oder nur im Verborgenen. Da drinnen im Gebirge in den tiefen Thälern finden sich zwar mehrere Christengemeinden, die lauter und unanständig leben

und Lehren, und ein Muster von Tugend und Recht-
schaffenheit sind; aber sie sind Ketzer.“ — „Worin
besteht denn ihre Ketzerei?“ fragte Liudger. Der
Priester antwortete: „Sie erkennen die Oberherr-
schaft des Bischofs in Rom nicht an, sondern haben
ihre eigenen Bischöfe und behaupten, sie stammen
von einer Gemeinde ab, die der Apostel Paulus
auf seiner Reise nach Spanien gestiftet habe. Uebri-
gens leben sie außer allem Verkehr mit der übrigen
Welt.“ Liudger sagte: „Ich wäre sehr begierig,
diese Christen kennen zu lernen und wenn ich nicht
nach meiner heimatlichen Arbeitsstätte zurückeile, so
würde ich mir gern den Umweg gefallen lassen.“ —
Am folgenden Morgen schieden die Pilger von dem
Priester und setzten ihre Heimreise durch Bayern
und Thüringen fort, kamen auch glücklich in Utrecht
an. Der erste, der ihnen begegnete, war ein Schüler
Liudgers, an welchem er immer besondere Freude
gehabt hatte, der wackere Friedrich von Devon, der
späterhin nach Liudgers Tode Bischof in Utrecht
wurde. Da er als solcher einmal beim Kaiser Lud-
wig, Karls des Großen Sohne, an der Tafel saß,
ermahnte ihn dieser, sein Amt mit Treue und Recht-
schaffenheit zu führen. Der Bischof wies auf einen
Fisch, der auf der Tafel stand, und fragte, ob man
ihn beim Kopf oder beim Schwanz anfassen müsse.
„Versteht sich, beim Kopf,“ antwortete der Kaiser.
„Nun,“ sagte der Bischof, „so muß ich mit Eurer
Majestät anfangen, wenn ich mein Amt treu führen
soll.“ Darauf sagte er ihm, wie Johannes dem
Herodes, es sei nicht recht, daß er eine Gemahlin
habe, welche ihm die Gesetze verboten hätten. Dem
Kaiser war diese Begrüßung unerwartet und er war
nicht geneigt, dem Bischof zu gehorchen. Die Kai-

ferin aber dinge Meuchelmörder und ließ ihn unvermuthet überfallen. Als Friedrich eine tödtliche Wunde empfangen hatte, wollte er doch nicht, daß um seinetwillen die Mörder gestraft werden sollten und starb in dem Geiste eines wahren Märtyrers (833). Er war ein Nefse des Apostels der Deutschen, Bonifacius, und machte diesem großen Mann durch seine Festigkeit Ehre.

Doch wir kehren zu Liudger zurück. Karl der Große hatte indessen von der eifrigen und gesegneten Wirksamkeit dieses Mannes in Friesland und unter den Sachsen gehört und wenn es außerdem noch einen Umstand brauchte, um ihm denselben als einen tüchtigen Arbeiter zu empfehlen, dem sich etwas anvertrauen ließe, so fehlte es auch an diesem Umstande nicht. Alcuin, Liudger's Lehrer, hatte für seinen Mitschüler Canbald den erzbischöflichen Mantel in Rom geholt und kam auf dem Rückwege durch die Stadt Parma in Ober-Italien. Damals war Karl gerade auch in Parma und es fügte sich, daß er eines Tages mit Alcuin zusammentraf und von der Weisheit und Gehorsamkeit dieses Mannes sehr angezogen wurde. Der König machte ihm alsbald den Vorschlag, in seine Dienste zu treten und im Jahr 782 kam es wirklich so weit. Alcuin wurde der Vertraute, Lehrer und Ratgeber des Königs Karl des Großen und hatte großen Einfluß auf ihn. Er erinnerte sich lebhaft seines geliebten Schülers Liudger und versicherte den König, daß er einer der frömmsten und brauchbarsten Diener der Kirche sei, die er kennen gelernt habe. Karl, der für die Angelegenheiten der Kirche mit großer Aufmerksamkeit sorgte, setzte den frommen Liudger als Kirchenvorsteher und Prediger über fünf Dörfer in Fries-

land. Lindger trat sein Amt mit dem gewohnten Eifer an, aber er konnte die von dem Einfall der Sachsen herrührende Verwüstung in seiner Umgebung nicht mit ansehen, ohne tätige Hand an den Wiederaufbau der zerfallenen Kirche zu legen. Er fing an, die ganze Umgegend von den Ueberbleibseln des neueingeführten Heidentums zu reinigen, zerstörte die Tempel, Götzenbilder und andere Denkmale der Abgötterei und streute in den verheerten Boden den Samen des Wortes Gottes ein. Ja, sein Eifer trieb ihn noch weiter. Er schiffte hinüber nach der dänischen Insel Fosetesland, welche von dem Götzen Fosete, dem Menschenopfer gebracht wurden, ihren Namen hatte, und heutzutage Helgoland heißt. Hier hatte schon Willibrord die Botschaft des Heils gepredigt, aber Lindger fand günstigere Aufnahme und hatte die Freude, einen Fürstensohn, Landrich, zu taufen und als Lehrer der Neubefehrten zurückzulassen. Denn länger durfte er nicht dort verweilen, weil es drüben auf dem festen Lande schon wieder unruhig ausseh. Als Lindger nach Friesland zurückkam, mußte er schon wieder verbrannte Kirchen aufbauen und zerstreute Christenhäuflein auf's neue sammeln und erst nach Verfluß eines schweren Jahres voll Mühe und Sorge gelang es ihm, alles wieder in den vorigen Zustand zurückzubringen.

Da nun die Sachsen von König Karl gedemüthigt waren, so lag es ihm am Herzen, dem Christenglauben in ihrem Lande eine bleibende Stätte zu verschaffen. Er rief deswegen den eifrigen und tätigen Arbeiter Lindger von seinem Posten ab und wies ihm das Südergau in Westfalen als Arbeitsstätte an, dessen Hauptort Mimigerneford (Mün-

ster) genannt wurde. Hier baute Liudger ein Kloster, rottete den Götzendienst in der Umgegend aus, baute hin und her Kirchen und setzte Prediger in dieselben ein, welche er selbst herangezogen hatte und die das Evangelium den heidnischen Sachsen predigten, so wei sie es selbst verstanden.

Längst schon hatte der Bischof Hildibald zu Köln dem segensreichen Arbeiter Liudger die Bischofswürde angetragen, aber Liudger erwiderte immer: „Ein Bischof soll unsträflich sein und dafür halte ich mich nicht; lass'et lieber einen von meinen Schülern Bischof werden.“ Aber war Liudger, dieser vielersahrene und vielgeplagte Arbeiter, so bescheiden, daß er sich für unwürdig hielt, das Amt eines Bischofs zu haben, so hatte er auch seine Schüler zu diesem Sinn der Demut und Selbsterniedrigung gewöhnt und keiner von ihnen wollte hervortreten, wo ihr verehrter Lehrer zurücktrat. Endlich aber konnte er den dringenden Aufforderungen nicht mehr länger widerstehen. Er wurde zum Bischof von Mimigernesford geweiht und König Karl vereinigte mit seinem Kirchensprengel auch noch die Aufsicht über seine vorigen Gemeinden in Ostfriesland und über einen Teil von Brabant. Auf diese Weise war die Deutung jenes Traumes in Erfüllung gegangen, welche ihm sein Freund Marchelm gegeben hatte.

So arbeitete denn Liudger bis an sein Lebensende mit unermüdeter Sorgfalt in seinem großen Berufskreise fort und zeichnete sich vor den meisten seiner Amtsgenossen besonders dadurch aus, daß er mit dem Worte Gottes so bekannt und vertraut war, welches zu der Zeit an andern Orten immer mehr in Vergessenheit geriet. Jeden Tag begann

er damit, daß er seine Schüler im Worte Gottes unterrichtete und es war seine unablässige Sorge, ihnen dasselbe in's Gedächtnis und in's Herz zu pflanzen. Diese Liebe zu der heiligen Schrift verdankte er namentlich seinem Lehrer Gregor, dem er auch durch eine Lebensbeschreibung ein Denkmal setzte. Wenn Liudger dabei an so manchen Mängeln der Erkenntnis litt, welche er mit allen Kirchenlehrern seiner Zeit gemein hatte, so ist es um so mehr zu achten, daß er noch im übrigen alle Kennzeichen eines wahren Christen trug. Die Christen in jener Zeit und schon mehrere Jahrhunderte vorher, waren in dem Irrtum befangen, daß zur Selbstverlängerung eines Jüngers Jesu auch das gehöre, sich tägliche Büßungen und Entbehrungen aufzulegen und wenn es jemand mit dem Christentum ernstlicher nahm als die übrigen, so pflegte sich's besonders in der Strenge solcher Bußübungen zu zeigen. Er war ein Vater der Armen, und suchte, wie Paulus, allen Allerlei zu werden. Die Gemeinden, welche er pflanzte waren freilich noch sehr unvollkommen, und die Neubekehrten nahmen noch viel Heidentum in ihr christliches Leben hinein; aber er tröstete sich damit, daß nun doch ein Anfang gemacht und ein Grund gelegt sei, auf den man in Zukunft bauen könnte.

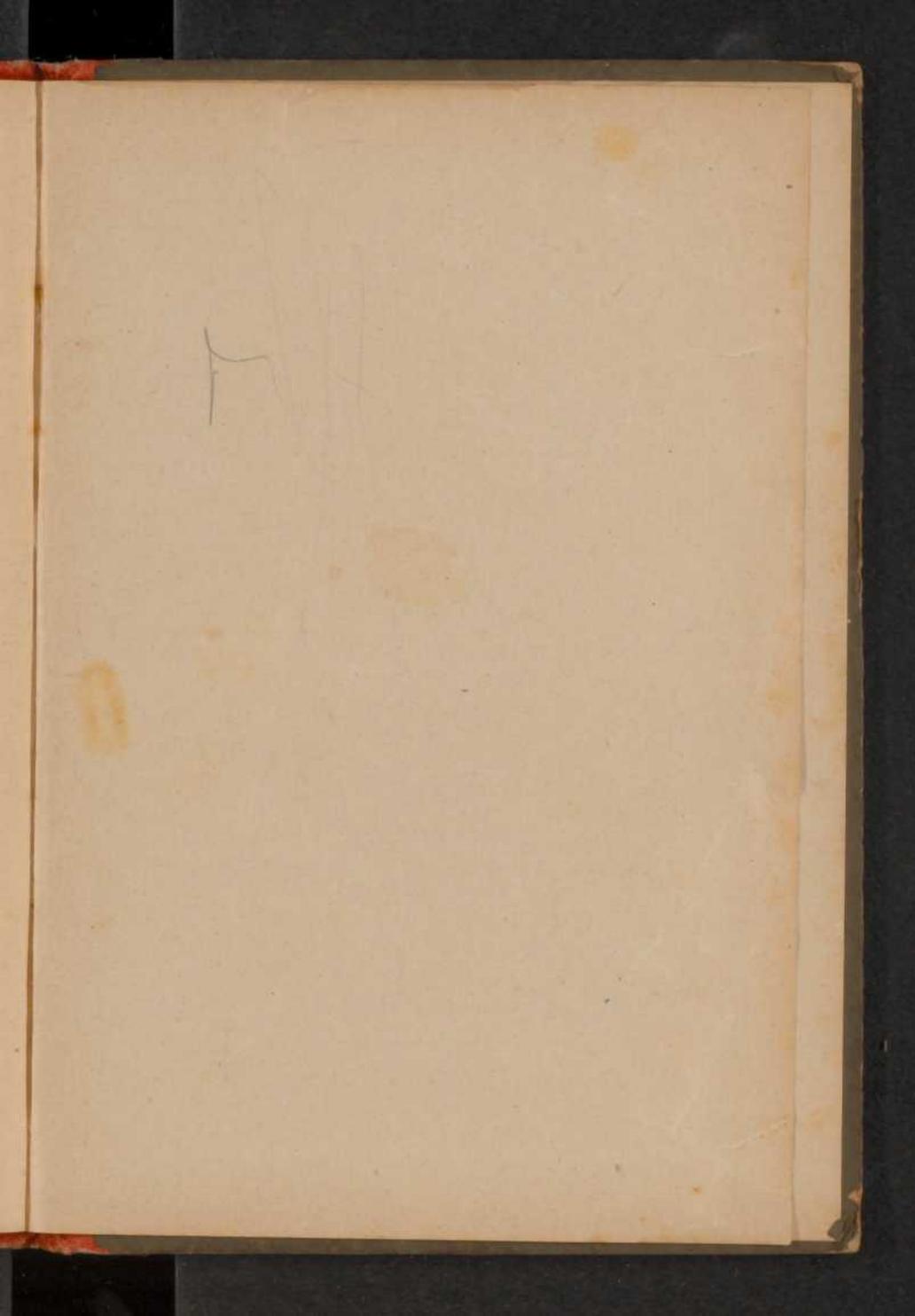
Liudger hatte den sehnlichen Wunsch, auch den Normannen das Evangelium zu predigen; aber Kaiser Karl (im Jahr 800 wurde er zum Kaiser gekrönt) erlaubte es ihm nicht, denn er wußte wohl, wie sehr die junge Pflanzung in Sachsen der beständigen Aufsicht und Pflege des treuen Gärtners bedürftig war. Am letzten Sonntag seines Lebens predigte er noch zweimal, Morgens in Toes-

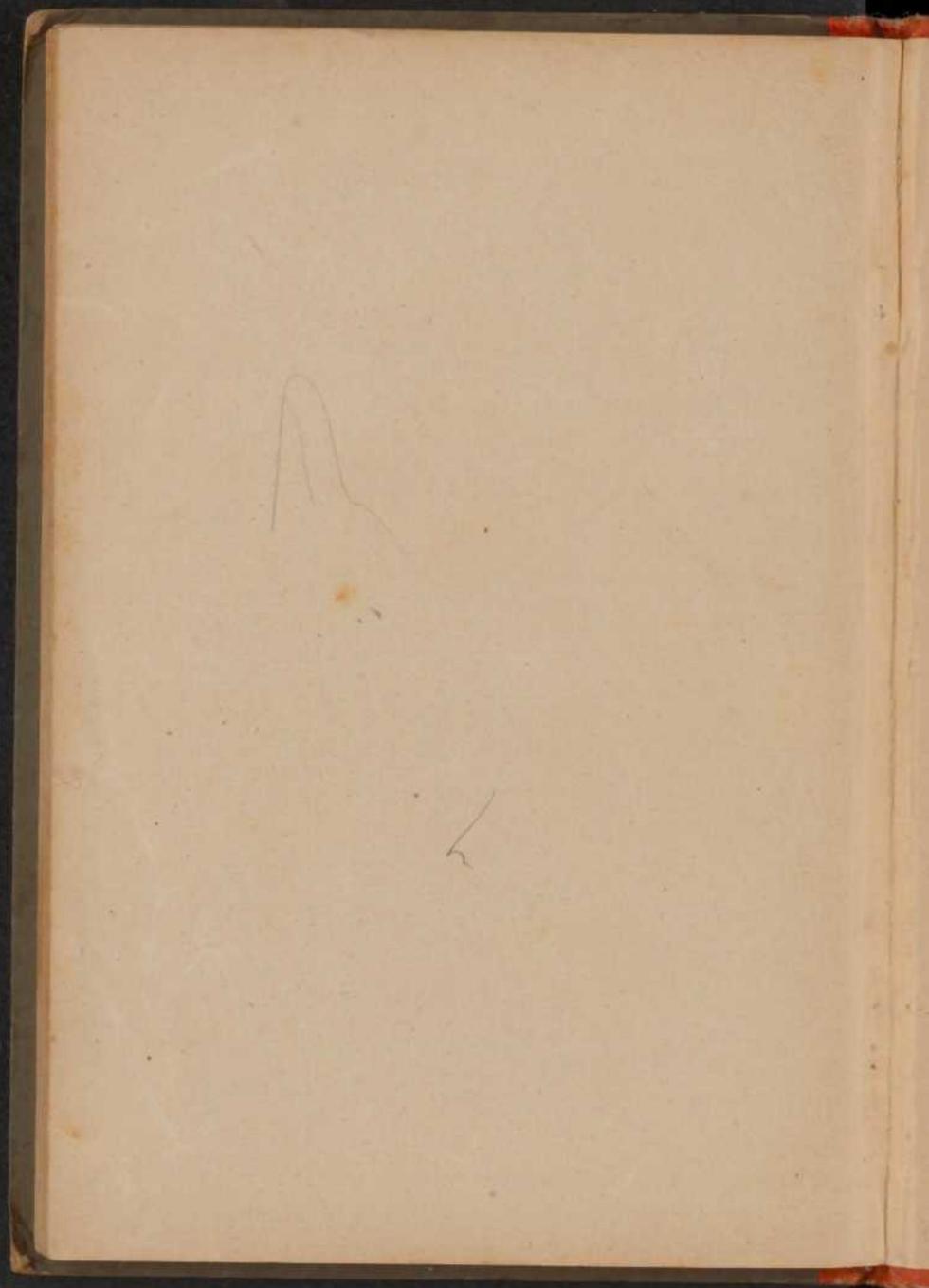
feld und Nachmittags in Billerbeck; in der folgenden Nacht gab er in Gegenwart seiner Schüler, welche weinend um sein Bett herstanden, seinen Geist auf, nachdem er schon einige Jahre her gekränkelt hatte. Es war der 7. April 809. Er wurde in dem Kloster Werton, das er auf dem Erbgrund seines Vaters gebaut hatte, außerhalb der Kirche, nach seiner eigenen Anordnung begraben.

Sein Nachfolger war Gersfied und auf diesen kam Alfried, welcher die Lebensgeschichte Lindgers beschrieben hat.

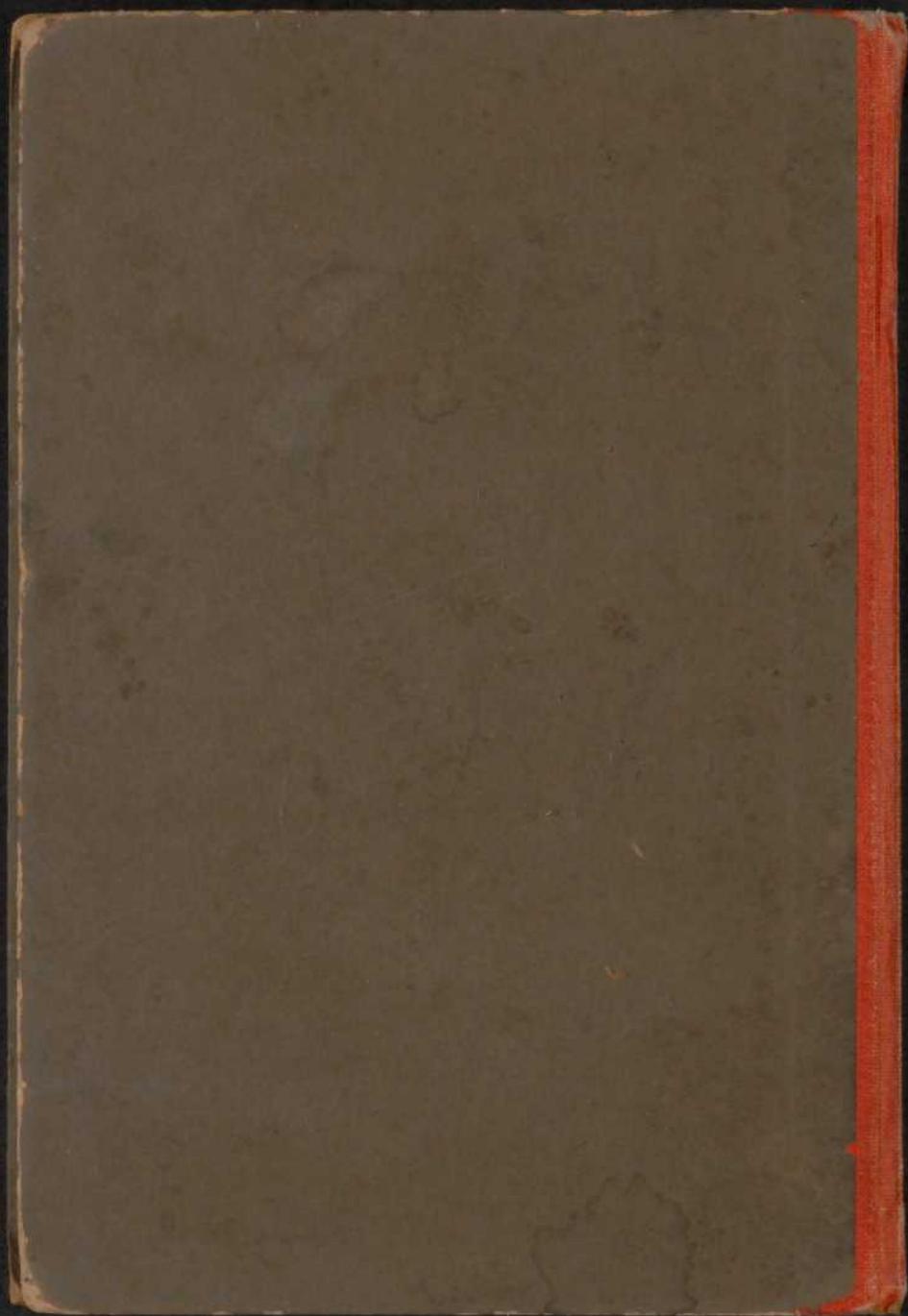
Hiermit will ich nun die Erzählung schließen. Aber wenn ich auch nun fertig bin mit meiner Geschichte, und ihr, liebe Kinder, auch mit dem Büchlein fertig geworden seid, so ist damit noch nicht alles getan, wir haben auch noch etwas zu lernen. Wenn uns das Wort Gottes ermahnt, von der Ameise zu lernen, wie viel mehr muß das Beispiel eines solchen Mannes uns dazu dienen, daß wir von ihm lernen. Was? werdet ihr selbst gemerkt haben, ohne daß ich es euch noch ausdrücklich sage. Wie viel leichter haben wir es in unsern Zeiten, wie viel unverantwortlicher wäre es demnach, wenn wir uns die reichen Mittel nicht zu Nutzen machten, die uns Gott an die Hand gibt! Ihr werdet denken, ich solle nur den Anfang machen und ihr habt Recht, ich denke auch so, und ich will es mit der Hilfe Gottes versuchen. Kommet bald nach!







7-0



ZS 171 F9

UB BIELEFELD
990/4399664+01

413



K

KLZ

99

ZS 171

F9